3 1761 07986896 4

Karcher, Hanz
Drei Jahre in franzosischer
Gefangenschaft

D
627
F8K3

Drei Jahre in französischer Gefangenschaft

Persönliche Erlebnisse als Zivil-Interniertер

von

Hans Karcher

Druck von Gebrüder Riedel / Straßburg i. Els.

D
627
F8K3

LIBRARY
OCT
22
1981
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort

In dem bekannten Spruche, welcher das Arbeitszimmer unseres Kaisers [illegible], heißt es u. a.: „Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist."

Ich wende diesen Satz auf die französische Nation an, die ich stets für human, liebenswürdig und menschenfreundlich, also für „gut", hielt. Sie hat uns Verschleppten jedoch das „Gegenteil bewiesen", und zwar, wie aus meinen nachfolgenden Schilderungen, die ich zu jeder Zeit eidlich erhärten kann, hervorgeht, recht gründlich. Im nachstehenden verzichte ich darauf, von Mitteilungen Dritter Gebrauch zu machen, und gebe nur selbsterlebte Tatsachen wieder.

Meine Ausführungen sollen dazu beitragen, daß die jahrelang ununterbrochen fortgesetzten Schand- und Greueltaten einer Nation, die sich die „Große" nennt, aber jede Humanität mit Füßen tritt, der Vergessenheit nicht anheimfallen, sondern der Nachwelt stets als Warnungstafel am Eingangstore zu diesem Lande dienen mögen.

* * *

I. Mein Leidensweg

Bei Ausbruch des Krieges war ich als Buchhalter in einem größeren Speditionshause in A. an der französischen Grenze tätig. Mein Chef, Herr B., und sämtliche Expedienten waren dem Rufe unter die Fahnen gefolgt; als Fünfzigjähriger blieb ich allein bei Frau B. und ihrem 5jährigen Söhnchen Max zurück. In den Buchhaltungsräumen schlug ich die Lagerstätten für meine Frau und mich auf, während Frau B. in dem großen Geschäftszimmer sowie in einigen ihrer Privaträume der ersten Etage im ganzen 25 Betten zur Pflege von verwundeten und kranken Soldaten zur Verfügung gestellt hatte. Ihre Gutherzigkeit sollte der Frau des Hauses schlecht belohnt werden.

Bis zum 14. August war A. von deutschen Truppen (einer bayerischen Division) besetzt. In der Nacht vom 14. zum 15. August gingen diese in eine weiter rückwärts gelegene Aufnahmestellung zurück und zogen so die französischen Truppen nach, welche dann am 16. August in A. einrückten.

Den Räumungszug, welcher am Nachmittag des 15. August die Station A. verließ, benutzten wir nicht. Frau B. wollte ihr einmal eingerichtetes Lazarett nicht verlassen, und ich wollte auf meinem Geschäftsposten ausharren. Da unser Gewissen rein war, sahen wir keinen

Grund, uns vor den feindlichen Truppen zu fürchten. Leider täuschten wir uns und mußten bald erfahren, wessen die Franzosen in ihrem Hasse gegen die deutsche Nation fähig sind.

Zunächst begannen sie ihr Werk damit, daß sie das ganze Haus gründlich durchsuchten; wahrscheinlich nach deutschen Soldaten, die wir versteckt halten sollten. Sodann mußten wir die Fahnen mit dem Roten Kreuze einziehen; bald darauf wurden die Geschäftstelephonapparate demontiert und fortgeschafft und schließlich am 20. August, nachmittags 4 Uhr, erschien eine Patrouille von 1 Offizier, 1 Sergeanten und 10 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr und umstellte das Haus; der Sergeant kam herein und forderte uns alle auf, ihm unverzüglich zu folgen. Der Offizier vergewisserte sich noch besonders, daß ich nicht fehlte. Wie ich nachher erfahren habe, war ich dem Kommandanten als „deutschfreundlich" bezeichnet worden. So wurden wir, Frau B. mit ihrem Söhnchen, ihr Dienstmädchen, eine Arbeitsfrau und ich, rundum von Bajonetten eingeschlossen, zu dem auf dem Bahnhofe einquartierten Ortskommandanten gebracht. Glücklicherweise war meine Frau in dem Augenblick der Festnahme abwesend und entging so den Häschern. Ich habe später, als mich düstere Gefängnismauern umschlossen und Todesgefahren umgaben, öfters meinem Schöpfer für ihre wunderbare Rettung in heißem Gebet gedankt. Man hatte uns keine Zeit gelassen, unsere Anzüge zu vervollständigen oder irgend etwas mitzunehmen. Ich befand mich in einem leichten Sommeranzuge, ohne Unterwäsche und war noch sehr leidend, denn ich war erst kurz vorher aus der medizinischen Klinik zu Straßburg zurückgekehrt, wo ich drei Monate an Phlebite und Lungenentzündung gelegen hatte. Meine Beine waren noch angeschwollen und ich konnte mich nur mühsam und unter steten Schmerzen mit Hilfe des Stockes, fortbewegen.

Auf dem Bahnhofe angekommen, wurde ich sofort dem Ortskommandanten, einem Kapitän, vorgeführt.

In grobem, herrischem Tone frug er mich: „Kennen Sie diesen Apparat?" Dabei deutete er auf einen seitwärts stehenden, mir unbekannten Apparat. „Nein!" „Ich frage Sie nochmals," und dabei legte er noch lauter schreiend die Hand an seinen Revolver, „kennen Sie diesen Apparat?" Nochmals und mit ebenfalls erhobener Stimme erwiderte ich ihm: „Nein!"

Nun bekam's der gute Herr in die Beine; er führte eine Art Hahnentanz auf, ließ den Revolver aber stecken.

Hierauf erfrug er meine Personalien. Ich gab sie an und überreichte zur Bestätigung meiner Angaben meine Heiratsurkunde. Damit brachte ich den Kapitän jedoch in Verlegenheit; er vermochte die deutsche Schrift nicht zu lesen. Anstatt mir die Urkunde nun zurückzugeben, warf er sie später einfach auf den Bahnkörper, wo sie nach Abzug der Franzosen gefunden und meiner Frau wieder zugestellt wurde.

Im weiteren Verlauf beschuldigte er mich der Spionage, indem er behauptete, ich hätte dem Stabe der zurückgegangenen bayerischen Division telephonische Mitteilungen über die französischen Truppenbewegungen gemacht. Ohne meine Verteidigung anzuhören, befahl er dann dem Sergeanten mich in einem anstoßenden Zimmer zu durch-

suchen. Dem Sergeanten folgend, drehte ich mich noch einmal um und erblickte zu meiner großen Ueberraschung auch den Bahnhofswirt, Herrn R., nebst Frau, 2 Büfettmädchen und 1 Kochlehrling, gleichfalls verhaftet, im vorderen Raume.

Nachdem die erfolglose Durchsuchung, wobei ich alle Kleidungsstücke ablegen mußte, vorüber war, wurde ich in den vorderen Raum zurückgebracht. In ein Protokoll, welches bei unserer Ankunft auf dem Bahnhofe schon fertig geschrieben dalag, wurden nur noch unsere Namen eingesetzt, worauf wir unter dem Beifallsgemurmel der auf dem Bahnsteige anwesenden Soldaten in einen bereitstehenden Zug gestoßen und unter strenger Bewachung nach dem Bahnhofe in J. gebracht wurden.

Was ich empfand, als sich der Zug in Bewegung setzte, der mich meiner armen, alleinstehenden, nunmehr allen Gefahren des Krieges ohne Schutz ausgesetzten Frau entriß, vermag ich nicht zu schildern; es war ein herzzerreißender Schmerz, und doch erst der Anfang endloser Leiden.

In J. angekommen, mußten wir aussteigen und auf dem Bahnsteig warten, bis unsere Uebergabe an Gendarmen erfolgt war. Um 5 Uhr ging es weiter und nach einer nicht endenwollenden, bangen Fahrt, während welcher ich vergeblich suchte, mir über die Gründe meiner Verschleppung klar zu werden, langten wir gegen 11 Uhr abends in Lunéville an.

Hier war unsere Ankunft gemeldet, denn eine unübersehbare Menschenmenge empfing uns mit Johlen und Schreien wie: Voilà les espions d'A. A mort! à mort! arrachez leur les yeux — coupez leur les langues! (Hier sind die deutschen Spione. Tötet sie! tötet sie! reißt ihnen die Augen aus — schneidet ihnen die Zungen ab!)

Anwesende Soldaten machten Miene, uns zu erschießen. Im Laufschritt ging's über die Geleise nach dem Innern des Bahnhofes. Die Absicht, uns nach der Kommandantur zu bringen, mußte aufgegeben werden, denn der Bahnhof war von vielen Tausenden rasender Menschen umringt, die uns herausverlangten, um uns zu lynchen. Man stieß uns schließlich in ein kleines Zimmer und besetzte den Eingang so stark, als gälte es, ein ganzes Regiment Gefangener zu bewachen. Bajonett an Bajonett, dazwischen noch einige tüchtige Gendarmen, von denen einer sich das besondere Vergnügen machte, mir des öftern mit seinem Revolver nach dem Kopfe zu zielen.

Von Aufregung und Seelenleid gebrochen, legten wir uns schließlich auf den Boden nieder. Um 2 Uhr morgens wurden wir aufgerufen, um weitertransportiert zu werden. Bevor wir jedoch den Raum verlassen durften, wurden Herr R. und ich zusammengekettet. — Welche Schmach, unschuldige Menschen, denen man nichts anderes als die Liebe zu ihrem Vaterlande vorzuwerfen wußte, wie die größten Verbrecher in Ketten zu legen! — Und dieses Vorgehen war nicht etwa die willkürliche Handlung eines unteren Polizeibeamten, sondern es war eine der brutalen Vorschriften, die von Paris ausgingen. Man behandelte die Verschleppten überall in gleich brutaler Weise.

Ich biß die Zähne zusammen, um mich beherrschen zu können. Die geringste Auflehnung hätte dazu geführt, auf der Stelle erschossen zu werden.

Gegen 4 Uhr morgens kamen wir in Nancy an. Ich konnte mich kaum noch aufrechthalten, so schmerzten mich meine geschwollenen Beine. Der Bahnhof lag in nächtlicher Ruhe, nur wenig belebt von den ausgestellten Schildwachen. Eine derselben, an der ich dicht vorbei mußte, hatte sich das Gewehr schon zurechtgestellt, d. h. senkrecht hochgehoben, um es dann, wenn ich vorbeikäme, mit aller Wucht auf meinen rechten Fuß herunterfallen zu lassen. Ich hatte die schmutzige Absicht dieses Vertreters der „Großen Nation" indes bemerkt; der Schlag verfehlte sein Ziel.

Wir wurden dann während mehr als einer Stunde, immer noch zusammengekettet, in der Stadt umhergeführt, bis wir schließlich in der Gendarmeriekaserne landeten. Auf der Wachtstube nahm man uns die Kette ab. Dann wurden wir Männer (Herr R., sein Kochlehrling S. und ich) in eine dunkle Zelle gesperrt, die Frauen in eine andere. Eine Pritsche, 2 schmutzige Decken und ein alter Eimer als offener Abort bildeten das Mobiliar der Zelle. Gärzlich erschöpft, streckten wir uns auf unserem harten Lager aus. Körperliche Schmerzen, seelische Aufregung und die Sorge um mein armes Weib ließen mich jedoch keinen Schlaf finden.

Am nächsten Tage warteten wir vergeblich darauf, daß man uns Waschgelegenheit und etwas zum Essen geben würde. Ab und zu öffnete wohl der eine oder andere der Gendarmen die Türe unserer Zelle, aber nur, damit die davorstehenden Kinder uns begaffen und beschimpfen konnten. Gegen Abend gelang es schließlich Herrn R., für teures Geld aus der Kantine einen angebrannten Eierkuchen, einige Stückchen zähes Fleisch, etwas Brot und eine Flasche Wein zu erhalten. Ich nahm einen Schluck Wein, essen konnte ich nicht. In dieser Nacht schlief ich etwas. Gegen 10 Uhr abends hatte man noch einen französischen Soldaten, der anscheinend fahnenflüchtig war, zu uns gesteckt. Er entdeckte während der Nacht unser aufgespartes Essen und die Weinflasche, verzehrte alles, leerte die Flasche, steckte das Brot, welches er nicht essen konnte, in seinen Brotbeutel und verlangte dann am nächsten Morgen von dem revidierenden Gendarmen zur Kantine gebracht zu werden, was auch geschah. Er kehrte nicht mehr zu uns zurück und wir blieben den ganzen Tag ohne einen Bissen Brot und ohne einen Schluck Wasser. Die Kantine weigerte sich, uns noch etwas zu verabreichen. Diese Nacht schlief ich vor Ermattung einige Stunden einen unruhigen, angstvollen Schlaf. Beim Erwachen war ich kaum noch fähig, ein Glied zu rühren, der ganze Körper schmerzte mich und dazu gesellte sich ein quälender Hunger. Gegen 11 Uhr vormittags fuhr im Hofe ein Auto vor, unsere Türe wurde geöffnet und wir zum Einsteigen aufgefordert. Als ich nach meinem Stocke greifen wollte, hatte ihn der anwesende Gendarmerieoffizier schon fortgenommen. Ich bat ihn, mir denselben zurückzugeben, ich sei beinleidend und könnte ohne Stock nicht gehen. Seine Antwort lautete: „Va t'en seulement — on t'apprendera à marcher!" (Geh nur — man wird dich schon marschieren lehren!) Den Stock — es war ein besserer Stock mit silbernem Löwenkopf an

der Krücke — habe ich nie wieder gesehen. Unter den heftigsten Schmerzen schleppte ich mich nach dem Wagen, der uns nach dem „Maison d'arrêt" brachte.

Herr R. und ich wurden sogleich in das Büro des Oberaufsehers gebracht, wo man uns alle Wertsachen, die wir noch bei uns trugen, abnahm, unsere Personalien in das Verbrecherstammbuch (Matricule) eintrug und uns eröffnete, wir würden am folgenden Morgen erschossen werden. Hierbei waren ein höherer Offizier, der Oberaufseher, der Sekretär und zwei Aufseher zugegen.

Durch die ein wenig offenstehende Seitentüre sah ich gleichzeitig, wie man der Frau V. ihr Kind aus den Armen riß und sich damit entfernte. Die arme, zu Tode erschrockene Mutter erregte das höchste Mitleid. Als sie ihrem sich gegen die Trennung wehrenden Kinde folgen wollte, wurde sie mit brutaler Gewalt zurückgerissen, worauf sie ohnmächtig zusammenbrach.

Aus dem Büro wurden wir in den Flur des Zellenhauses gebracht und mußten uns dort in der Zelle des wachthabenen Aufsehers nackt ausziehen. Nicht allein unsere Kleider, sondern auch unseren Körper unterzog der Aufseher der genauesten Durchsuchung, nahm uns dann sämtliche noch in unserem Besitz befindlichen Gegenstände wie Taschenmesser, Haarbürstchen, Taschenspiegel usw. einschließlich der Hosenträger ab; ein zweiter Aufseher wies uns dann unsere Zellen an. Also wie die schwersten Verbrecher behandelte man uns und brachte uns auch mit solchen zusammen unter.

Eine furchtbare Nacht folgte. Ich verbrachte sie unter Weinen und Beten. Ich nahm im Geiste Abschied von meiner lieben Frau, von der ich nicht einmal wußte, ob sie nicht nach mir auch noch verschleppt worden war. Nur wer einmal ähnliche Seelenqualen durchgemacht, kann meinen Schmerz, mein bitteres Weh verstehen. Und bei alledem verließen mich die körperlichen Schmerzen keinen Augenblick, sie hatten sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert.

Aber es kam noch viel schlimmer! Um Mitternacht wurden wir von unseren Strohsäcken aufgejagt, mußten 2 Stunden auf dem Korridor stillstehen, und um 2 Uhr hieß es sich wieder „hinlegen!" Ein junger Mann, der während des zweistündigen Stillstehens leise einige Worte an seinen Nachbar richtete, erhielt von einem Aufseher einen derart wuchtigen Faustschlag ins Gesicht, daß er gegen die Wand taumelte. Ich selbst wurde in liebenswürdiger Weise von meinem Nachbarn gestützt, sonst wäre ich, weil die hochangeschwollenen Beine mich nicht mehr trugen, zusammengebrochen.

Am folgenden Vormittag, es war der 23. August, wurden wir in einen vor dem Gefängnis haltenden Straßenbahnwagen verladen und unter dem üblichen Gejohle der Menge in die Nähe des Bahnhofes Jarville gebracht. Von da hatten wir etwa noch 300 Meter zu Fuß zurückzulegen, um auf den Bahnhof zu gelangen. Sie wurden, wie auch später überall, im Sturmschritte — die Hosen in der Hand, damit man sie nicht verlor — zurückgelegt.

In einen Zug verladen, traten wir abermals eine Reise ins Ungewisse an. Nie hat man uns gesagt, wohin die Fahrt gehe, wohl aber waren stets alle Stationen im voraus von unserem Kommen benachrichtigt, damit sich der „Mob" rechtzeitig ansammeln konnte,

um uns „würdig“ zu begrüßen. Wir passierten keine Station, ohne in der gemeinsten Weise beleidigt und belästigt zu werden. Auf dem Bahnhof Colombey spie mir ein Bahnangestellter ins Gesicht. Ich zitterte am ganzen Körper vor Empörung über diese Schmach, durfte mich aber leider nicht rühren. Ich reinigte mir das Gesicht und dachte: „Armes, bedauernswertes Frankreich!“ Am meisten hatten wir in den Stationen zu leiden, wo wir stundenlang liegen blieben. Dann durften wir den Zug nicht verlassen, um uns ein wenig zu erfrischen. Auch die Damen vom Roten Kreuz verabreichten uns nichts; in den meisten Fällen beschimpften sie uns nur.

Am 24. August, gegen 9 Uhr, kamen wir in Is-sur-Tille an, mußten aussteigen und wurden durch die Stadt nach der Gendarmerie gebracht, und zwar ganz zwecklos, denn nachdem wir etwa 2½ Stunden in Linie auf dem Gendarmeriehofe gestanden hatten, brachte man uns auf einem anderen Wege wieder zur Bahn zurück. Auf dem Hin- wie auf dem Rückwege begleitete uns die unvermeidliche Menge uns beschimpfender und beleidigender Mitglieder der „Grande Nation“.

Auf dem Bahnhofe angelangt, erhielten wir je ein Viertel Brot, und weiter ging die Fahrt, diesmal in einem Viehwagen ohne Sitzgelegenheit, dessen Türen und Luken geschlossen wurden. Ich mußte mich auf den Boden des Wagens setzen und erhielt gerade einen Platz auf der Achse.

Gegen 5 Uhr abends kamen wir in Dijon an, wo wir natürlich auch schon gemeldet waren. Eine heulende Menge empfing uns mit den üblichen Kosenamen wie: Sales boches. brigands, sales têtes de cochons — à mort! (Schmutzige Boches, Räuber, schmutzige Schweineköpfe — tötet sie) usw. Im Laufschritt ging es nach dem Hofe der Gendarmeriekaserne, wo uns der Kommandant, umgeben von mehreren anderen Gendarmerieoffizieren und Gendarmen, in Empfang nahm. Seine erste Frage war: „Où sont les espions d'A.?“ (Wo sind die Spione von A.?) Einer der mit uns angekommenen Gendarmen deutete auf Herrn R. und mich: „Aha! Cela va bien, je connais votre cas. Vous aurez ce que vous méritez. A chacqun 12 balles!“ (Aha, das geht gut — ich kenne Ihren Fall. Sie kriegen, was Sie verdienen: Jedem 12 Kugeln.) — —

Dann gab er den Gendarmen Befehl, uns nach dem Edentheater zu bringen, aber im Sturmschritt. „Il ne faut pas les ménager“ (Man darf sie nicht schonen), setzte er hinzu. Mir, der ich mein linkes Bein nur mühsam nachschleppen konnte, stieg der Angstschweiß auf die Stirne. Der Gendarm zählte nun vom rechten Flügel zwölf Mann ab, ließ zu vieren abschwenken und, 3 Gendarmen vornweg und 3 hinter uns ging eine wahre Hetzjagd durch die Stadt los. Ich blieb, in Schweiß gebadet, vor Schmerz halb ohnmächtig, natürlich immer etwas zurück, was den hinter mir marschierenden Gendarmen die gräßlichsten Flüche entlockte und mir einen Stoß um den anderen ins Kreuz eintrug. Nach etwa 500 Meter war meine Kraft zu Ende. Der Atem stockte mir; ich konnte nicht mehr vom Fleck. Weiterer Mißhandlungen gewärtig, bat ich den auf mich losstürzenden Gendarmen, mich zu erschießen. Er grinste mich an und sagte mit teuflischer

Miene: „Ach nein! Noch nicht!“ Darauf gebot er meinen Nachbarn rechts und links, mich unter den Armen zu fassen, und so schleppte man mich dann bis zum Edentheater.

Hier stellte man uns in 2 Gliedern mit dem Rücken vor der Bühne auf; die anwesenden Soldaten wurden mit unserer Bewachung betraut und führten beim Laden der Gewehre ein furchtbares Waffengerassel aus, jedenfalls, um uns bange zu machen. Wir waren aber schon ziemlich abgestumpft gegen solche Großtuerei; auch hätte die Mehrzahl von uns in diesem Augenblick gerne die Brust hingehalten, um von weiteren Qualen erlöst zu sein. Schon in dem Saale vorhandene Evakuierte erbarmten sich schließlich unser und brachten uns frisches Wasser und mir einen Stuhl. In der Gewißheit, daß ich doch erschossen würde, trank ich rasch etwa 1½ Liter kaltes Wasser, um einen Lungenschlag zu bekommen; aber die göttliche Vorsehung hatte es anders und für mich besser bestimmt. Ich sollte mein liebes Heimatland und meine geliebte Frau wiedersehen.

Nach etwa 2 Stunden wurden wir wieder zu vieren aufgestellt, und fort ging es, wieder durch die Stadt, nach dem Gefängnisse. Ich erklärte gleich bei dem Aufbruche, nicht gehen zu können. Der anwesende Bürgermeister der Stadt Dijon befahl dann 3 Gendarmen, mich und eine etwa 70 Jahre alte, kranke Frau dem Trupp langsam nachzuführen und dabei den nächsten Weg zu nehmen. Statt dessen führten diese 3 Bestien uns gerade durch die belebtesten Straßen der Stadt, erklärten dem neugierigen Pöbel, wir seien Spione und würden erschossen werden. Natürlich fiel der Mob nun erst recht über uns her, und was wir hilflosen, bedauernswerten Menschen auf diesem Wege an Schmähungen und Mißhandlungen aller Art zu ertragen hatten, spottet jeder Beschreibung.

Etwa 50 Meter vor dem Gefängnis kam ein Soldat im Bogen von vorn auf mich zu und schlug mir mit der Faust derart wuchtig zwischen die Augen auf die Nasenwurzel, daß ich zurücktaumelte und zu Fall kam. Ich verlor dabei mein Brot, das ich unter dem Arm gehalten, und meine Mütze. Als ich mich wieder aufrichtete und nach meiner Mütze griff, erhielt ich einen Schlag mit einem Stock auf den Hinterkopf. Nun lief mir das Blut vorn und hinten herunter. Ich taumelte weiter, und in dem Augenblick, da ich das Tor des Gefängnisses überschritt, sprang ein junger Mensch, mit einem Dolche in der Hand, vor und wollte sich auf mich stürzen. Jetzt erst fiel es dem einen der Gendarmen ein, mich zu schützen, indem er zwischen den Angreifer und mich sprang. Bis dahin hatten die 3 braven Beamten jedem, der uns schlagen wollte, bereitwilligst Platz gemacht.

Im Gefängnisflur angekommen, mußte ich mich wieder nackt ausziehen, und als die Durchsuchung beendet war, mußte ich meine Kleider auf den Arm nehmen und mich nackt in den ersten Stock begeben. Hier öffnete der Aufseher eine Zelle und stieß mich unter gräßlichen Flüchen hinein. Mir die erhaltenen Wunden irgendwie zu pflegen, fiel diesen Kulturträgern nicht ein; nicht einmal waschen konnte ich mich.

Der armen, alten Frau, welche mich auf diesem denkwürdigen Wege durch Dijon begleitete, war es nicht besser ergangen. Wie ich einige Tage später hörte, war sie am zweiten Tage ihren Mißhandlungen, denen schon Entbehrungen vorausgegangen waren, erlegen. Es hat mir bitter leid getan um das arme Weibchen, das in seiner Herzensgüte mich noch stützte, wenn es nicht mehr gehen wollte.

In der Zelle traf ich zwei schon vor mir angekommene Leidensgenossen an. Sie halfen mir, nachdem ich etwa ½ Stunde halb tot am Boden liegen geblieben war, meine Kleider anlegen. In der Zelle war nichts vorhanden als ein Wasserkrug und ein alter Eimer als Abort. Man mußte stehen oder auf dem Steinboden liegen bleiben, denn sitzen und sich dabei an eine Wand anlehnen, war uns dadurch unmöglich gemacht worden, daß man die Wände rundum etwa 1 Meter hoch absichtlich frisch mit Teer gestrichen hatte.

Gänzlich ermattet, mit angeschwollenem Kopf und Beinen, streckte ich mich schließlich auf dem Boden aus und benutzte die Schuhe als Kopfkissen. Ich konnte jedoch trotz der großen Müdigkeit vor Schmerzen nicht schlafen. Oh, welche Nacht! Und doch war es noch nicht die schlimmste.

Zum Erschießen wurden wir auch am nächsten Morgen noch nicht abgeholt. Gegen 9 Uhr erhielten wir in einer schmutzigen, Ekel erregenden Schüssel eine Wassersuppe mit einigen Blättern von rohem Kohl, jedoch k e i n e n Löffel. Das Brot, welches wir hier erhielten, war genießbar. Abends um 5 Uhr gab es wieder dieselbe, kaum genießbare Suppe ohne Löffel, — an die Zellentüre gebracht von Sträflingen. Man ließ uns keinen Augenblick aus der Zelle.

In derselben Weise verlief auch der nächste Tag, der 26. August. In der Nacht vom 26. zum 27. August, bald nach Mitternacht, wurden wir aus den Zellen geholt, auf dem Hofe versammelt und dann in strömendem Regen nach dem Bahnhofe geführt. Wir waren glücklich, die Stadt nicht wieder am Tage durchqueren zu müssen. Auf dem Bahnhofe angekommen, konnten wir alsbald einen Zug zu einer weiteren Fahrt ins Ungewisse besteigen. Unterwegs erfuhren wir schließlich von den uns begleitenden Soldaten, daß wir nach Bourges (Cher) transportiert würden. Während der ganzen Fahrt, auf jedem Bahnhofe wieder dieselben Belästigungen seitens des unkultivierten, halbwilden Volkes.

In Bourges angekommen, wurde uns ein Empfang zuteil, der alles bisher Dagewesene an Rohheiten bei weitem übertraf. Es war ungefähr 5 Uhr abends. Eine Menschenmenge von mindestens 3000 Köpfen gab uns das Geleit nach dem Militärgefängnis. Diese entmenschten Kreaturen wetteiferten darin, die gemeinsten Schimpfworte am lautesten hinauszuschreien. Rufe wie: „A mort! à mort! Assassins! Sales boches! Pillards! (Tötet sie! tötet sie! Menschenmörder, schmutzige Boches, Plünderer!) Schweinsköpfe!" (von einem besseren Herrn in Deutsch gerufen) jagten einander. Steine, Holzstücke, Pferdedünger, faules Obst usw. flog uns ununterbrochen um die Köpfe. Als einer der letzten im Zuge erhielt ich von einem Kerl, dem die hinten marschierenden Gendarmen Platz machten,

fortwährend Stockschläge auf mein krankes, linkes Bein, das ich nur nachschleppte. Dabei grunzte dieses Tier von Mensch: „A celui-là il faut apprendre à marcher!“ (Den da muß man laufen lehren!) In unserem Zuge befanden sich auch 3 französische Deserteure. Diese betreffend ertönten Stimmen aus der Menge: „Qu'est que c'est que ces 3 brigands là déguisés en soldat français?! Ce sont des boches sans doute.“ (Was sind denn das für 3 Räuber, als französische Soldaten verkleidet? Es sind jedenfalls Boches.)

Halb zu Tode gehetzt, langten wir endlich auf dem Hofe des Militärgefängnisses an, wo wir bis zum Dunkelwerden in Reih und Glied stehen bleiben mußten. Ich ließ mich, am ganzen Körper bebend, und unfähig, mich auf den Beinen zu halten, auf eine Türschwelle niedersinken, wo ich glaubte, sterben zu müssen. Frau B. verlangte, meinen Zustand erkennend, einen Arzt für mich. Antwort des höchsten anwesenden Offiziers: „S'il est malade il n'à qu'à ces guérir, nous n'avons pas de médecin pour lui.“ (Wenn er krank ist, soll er sich nur selbst gesund machen; wir haben keinen Arzt für ihn.“ Ich muß hier gleich einschalten, daß die uns begleitenden Wächter recht gut wußten, daß wir nicht im Militärgefängnis bleiben konnten, sondern ins Zivilgefängnis gehörten. Sie hatten uns aber absichtlich zunächst hierher gebracht, um uns dem Pöbel zweimal preisgeben zu können, denn der Weg nach dem Zivilgefängnis, welches am entgegengesetzten Ende lag, führte nochmals durch die ganze Stadt.

Endlich, nachdem wir alle, die wir vorher in Schweiß gebadet waren, durch und durch kalt geworden waren, kam der Befehl zum Abmarsch und zu vieren setzten wir uns wieder in Bewegung. Vor dem Ausgangstore erwartete uns die bestialische Menge wieder, die in jeder Straße anwuchs. Dasselbe Johlen, Schimpfen und Schlagen setzte wieder ein. Da ich in der Mitte des Trupps nicht marschieren konnte, befand ich mich wieder am Schlusse und hatte die gleichen Qualen wie bei der ersten Durchquerung der Stadt zu erdulden. Auch mein Peiniger, der mir vorher das Bein so arg zerschlagen hatte, fand sich wieder ein und begann sein rohes Draufschlagen von neuem. Diesmal erbarmte sich aber bald der neben mir marschierende Dragoner meiner und verjagte den Unmenschen.

Die Stadt Bourges wird von einem Nebenfluß der Loire durchschnitten; diesen mußten wir überschreiten. In der Nähe der Brücke angekommen, erhob sich plötzlich das Geschrei: „Ins Wasser mit den Boches!“ Jetzt hieß es die letzte Kraft zusammennehmen, um so schnell als möglich über die Brücke zu gelangen. Zwei Mann nahmen mich wieder unter die Arme und schleppten mich rasch den andern nach. Dies war nicht leicht, denn jeder von uns brauchte immer mindestens eine Hand, um die Hosen festzuhalten. Wäre diese heruntergerutscht, so wäre man zu Fall gekommen und zweifellos von der tierischen Menge gelyncht worden.

Etwa 100 Meter vor dem jenseits des Flusses auf einer Anhöhe liegenden Gefängnisses lief die Straße in einen Feldweg aus. Hier fand der Pöbel, was ihm bisher gefehlt hatte, nämlich Steine in Hülle und Fülle. In der denkbar kürzesten Zeit hatten sich denn

auch Hunderte dieser Unmenschen davon die Arme voll aufgelesen. Wir wußten nun, was uns kurz vor dem Eintritt ins Gefängnis bevorstand, und in banger Ahnung senkten wir die Köpfe tief nach vorn und setzten in dieser gekrümmten Stellung unseren Leidensweg fort. Kaum 2 Minuten später ergoß sich ein Hagel von Steinen und Glasscherben über uns. Damit wir diesem Bombardement auch ja möglichst lange ausgesetzt blieben, hatten die Lumpen von Gefängnisaufsehern nicht das große Tor, sondern nur die kleine, daneben befindliche Tür geöffnet. Durch diese Tür konnten nicht 2 Menschen nebeneinander eintreten. Da aber jeder der erste sein wollte, entstand ein furchtbares Gedränge, wobei die Hineinstürmenden meistens drinnen zu Fall kamen. Ueber die Liegenden fielen andere hinweg, so daß ein wüstes, von Schmerzensschreien begleitetes Sichhineinwälzen entstand. Dabei flogen dann auch einigen Aufsehern von den zur Türe hinein und über die Umfassungsmauer fliegenden Steinen mehrere an die Köpfe.

Obwohl einer der letzten im Zuge, trug ich glücklicherweise keine Kopfverletzung davon; einige Treffer auf Arme, Hände und Rücken beachtete ich, im Vergleich zu meinen anderen Leiden, kaum mehr. Daß ich beim Hineindrängen auch zu Fall kam, wäre nicht schlimm gewesen, wenn ich nicht das Unglück gehabt hätte, mich beim Aufstehen an einem Arme hochzuziehen, den ich in der furchtbaren Aufregung gerade in der Nähe zu fassen bekam, der aber einem Aufseher gehörte. O weh, das war Oel ins Feuer. Unter fürchterlichem Schimpfen und Fluchen schlug der Aufseher auf mich ein, so daß ich einige Schritte weiter im Hof von neuem hinstürzte. Diesmal konnte ich mich nicht mehr erheben. Wer mir schließlich auf die Beine geholfen und mich in den Vorflur hineingeführt hat, weiß ich nicht. Dort standen die anderen, vielfach blutend, schon in Reih und Glied. Ich ließ mich auf eine am Eingange zum Büro stehende Bank nieder, stumpf gegen alles um mich her Vorgehende. In diesem Augenblick stürzte der Sekretär aus dem Büro, packte mich an der Brust, riß mich hoch und warf mich auf die stehende Reihe. Wir sahen furchtbar aus. Viele blutüberströmt, alle in Schweiß gebadet, welcher, mit Kot gemischt, über die Gesichter herablief, mehrere ohne Kopfbedeckung, alle in höchster Erregung und doch froh, endlich innerhalb schützender Mauern angelangt zu sein. So gerne und so schnell begab sich noch nie jemand in ein Gefängnis, wie wir am 27. August 1914 in dasjenige von Bourges.

Leider fehlte einer beim Appell. In meiner Nähe marschierte am Schluß des Zuges ein kleines Männchen (Halbzwerg). Dieser Bedauernswerte war noch außerhalb des Gefängnisses etwa 5 Meter vor dem Eingang zu Fall gekommen. Wir sahen ihn nie wieder. —

Mittlerweile Nacht geworden, ging es jetzt in den großen Flur des Zellenhauses, wo wir uns wieder nackt ausziehen mußten. Als bei mir das nasse Hemd dem Aufseher nicht schnell genug vom Körper rutschte, riß er es mir herunter, wobei es von oben bis unten aufgetrennt wurde. Er warf es dann zu Boden und gebot mir, den Mund zu öffnen, und zwar mit den Worten: „Ouvre la gueule!“ (Oeffne deinen Mund!), gleichzeitig erhielt ich einen Backenstreich von

ihm. Hierauf mußte ich, ganz entblößt, wie ich war, meine Kleider vom Boden auf den Arm nehmen und dieser Bestie von Mensch voraus die Treppe hinaufgehen. Im ersten Stock angekommen, brachte er mich vor die erste Zelle rechts, gebot mir, die Kleider vor der Zelle seitwärts an die Wand zu legen, und wies dann gebieterisch mit der Hand in die dunkle Zelle. Fast im selben Augenblick versetzte er mir mit seinen genagelten Stiefeln auf meinen entblößten Körper einen Tritt, daß ich bis etwa in die Mitte der dunklen Zelle flog. Dem Zusammenbrechen nahe, tastete ich mich in dem Raume nach Sitzgelegenheit um, fand dann auch einen mit der Kette an die Wand geschmiedeten Holzstuhl, auf den ich, an Leib und Seele gebrochen, niedersank.

Da ich in Schweiß gebadet in die Zelle gekommen war, in der das Fenster offenstand, und ich nichts hatte, womit ich meinen zitternden Körper hätte bedecken können, fing ich an, jämmerlich zu frieren. Das Fenster zu schließen, getraue ich mich nicht, fand aber auch die Vorrichtung dazu nicht. Etwa ½ Stunde später kam derselbe Aufseher an die Zellentüre und leuchtete durch die kleine Oeffnung mit seinem Laternchen in die Zelle hinein. Ich näherte mich der Türe und bat ihn um eine Decke, da ich krank sei. Hierauf hielt er mir seinen Revolver vors Gesicht mit den Worten: „Encore un mot et je te brûle la cervelle!“ (Noch ein Wort, und ich schieße dich zusammen.) Das war die Decke, die ich erhielt.

Ich mußte nun die ganze Nacht, schwer krank, bei offenem Fenster, ohne Lager (tastend fand ich eine eiserne Bettstelle an der Wand hochgeschnallt, dieselbe war aber leer), gänzlich nackt, in dieser Zelle zubringen. Ich gab die Hoffnung auf, den nächsten Morgen zu erleben, aber meine Stunde war noch nicht gekommen. Ich lebte nicht nur weiter, sondern erholte mich trotz aller Entbehrungen langsam wieder. Als diese furchtbare Nacht endlich vom kommenden Tageslichte abgelöst wurde, hatte ich mich in alles ergeben und den Vorsatz gefaßt, mich nicht mehr schwach zu zeigen. Ich sagte mir, daß ich, nachdem ich so Furchtbares ertragen hatte, auch noch mehr ertragen könnte, und meine Tränen, die seit dem Vorabende in großer Seelenangst um mein armes Weib und in einer grenzenlosen Wut gegen diese so tiefgesunkene Nation reichlich geflossen waren, versiegten.

Um 7 Uhr morgens wurde die Zellentüre geöffnet, und in ihrem Rahmen erschien ein anderer Aufseher; er machte einen besseren Eindruck. Er fragte mich dann auch, ob ich die ganze Nacht ohne Decke zugebracht hätte, und brachte die Entschuldigung vor, wir seien eben am Vorabende etwas spät eingebracht worden. Ich konnte nun meine Kleider hereinholen, und bald darauf erhielt ich eine Art Matratze, die allerdings kaum zwei Finger dick war, 1 Leintuch und 2 Decken. An diesem Vormittage hörte ich, wie sich vor meiner Zelle zwei Stimmen erzählten, 18 Mann von uns hätten verbundene Köpfe, also Wunden, die von den Steinwürfen am Vorabend herrührten.

In dieser Zelle verbrachte ich nun 28 Tage in Einzelhaft, ohne eine Minute herausgelassen zu werden. Durch ein Loch in der Wand wurde vom Flur aus ein Geschirr hereingeschoben, in das ich meine Not verrichten mußte; das Essen wurde durch den in der Türe befind-

lichen Schalter hereingereicht. Das Brot war hier von roter, kupferner Färbung, schlecht gebacken, voller Sand und toten Mehlwürmern, also absolut ungenießbar. Es war offenbar extra für die „Boches" hergestellt. Was davon nicht gegessen wurde, mußte am folgenden Morgen zurückgegeben werden. Ich gab zunächst nichts zurück, sondern legte mir immer vier ganze Brote unter das Kopfende meiner Matratze als Kopfpolster. Fingen die Brote an zu schimmeln, dann ersetzte ich sie durch frische. Gegessen habe ich während dieser 28 Tage nichts als die elenden Wassersuppen, des Morgens mit den gesammelten Brotresten darin, so daß die Würmerleichen oben schwammen, und des Nachmittags mit Kohl und Rüben, die noch roh waren, oder Bohnen und vermodertem Reis, die uns in schmierigen, ekelerregenden Blechschüsseln gereicht wurden. Am Sonntag nachmittag gab es ein Stückchen — manchmal genießbares — Rindfleisch in Reis. Das mußte man dann mit den Zähnen zerreißen, genau wie die Bewohner der Zellen in den zoologischen Gärten.

Am zweiten Tage bat ich um Nadel und Zwirn — gegen Bezahlung —, damit ich meine Sachen etwas hätte flicken können. Alles wurde mir verweigert, sogar Seife. Ich wusch dann mein einziges Hemd, das ich besaß, in meinem Trinkwasser ohne Seife und hing es in der Zelle zum Trocknen auf; es brauchte, da keine Luft herein kam, 4 Tage zum Trocknen. Während dieser Zeit war ich ohne Hemd und des Nachts, da doch jeden Abend die Kleider vor die Zelle gelegt werden mußten, ganz nackt. Allerdings hatte ich jetzt Decken, in die ich mich einwickeln konnte, aber liegen konnte ich des Nachts nicht, denn durch die dünne Matratze drückten sich mir die Eisenstäbe des Bettbodens ins Fleisch ein. Ich verbrachte 10 Nächte im Bett aufrechtsitzend. Endlich am 11. Tage erhielt ich auf meine wiederholten Bitten einen Ersatz für die ausgediente Matratze, aber in Form eines Strohsackes, der nicht viel besser war. Derselbe war mit Maisstroh gefüllt, in dem sich noch eine Menge Maiskolben befanden. Diese waren dick wie eine Kinderfaust, etwa 10 Zentimeter lang und hart wie Stein. Ob sich gut darauf liegt, mag der verehrte Leser selbst beurteilen.

In diesem Gefängnis waren die Aufseher mit Ochsenziemern versehen, die sie stets bei sich trugen. Seit unserer Einlieferung schlichen sie jeden Nachmittag auf Filzschuhen vor den Zellen umher, öffneten unhörbar das Guckloch in den Türen und kontrollierten die Insassen. Hatte einer das Unglück, dabei erwischt zu werden, daß er auf dem Stuhl stand und zum Fenster hinausschaute, dann krachte plötzlich der Schlüssel im Türschloß, der Aufseher stürzte herein, und schon sauste der Ziemer dem Aermsten um den Kopf und über Arme und Rücken so lange, bis der Unmensch nicht mehr zuhauen konnte. Die armen Opfer schrien dabei fürchterlich, und die Unbeteiligten zitterten in ihren Zellen. Als Zugabe zu diesen schweren körperlichen Mißhandlungen diktierte der Oberaufseher dem Opfer gewöhnlich noch 8, sogar 14 Tage „Pain sec", d. h. der Betreffende erhielt so lange nur Wasser und Brot.

Diese schrecklichen Auftritte wiederholten sich manchmal 5 bis 6 Mal an einem Nachmittage. Gleichzeitig wütete die Frau des Oberaufsehers in derselben Weise in der Frauenabteilung, von wo täglich schreckliche Hilfeschreie an unsere Ohren drangen.

Es ist richtig, was man vom Franzosen sagt, nämlich, daß der äußere Mensch eine gewisse Kultur zur Schau trage, an die man aber nicht rühren dürfe, denn es sei nur eine dünne Schicht. Kratze man diese durch, dann käme unfehlbar die Bestie zum Vorschein.

Ich kann mir die Stadt Bourges z. B. nicht anders vorstellen als einen großen Käfig, angefüllt mit lauter solchen Bestien. Eine andere Beurteilung hat diese Bevölkerung nicht verdient.

Am Abend des 14. September wurden alle aus A. Verschleppten in das Gefängnisbüro gerufen, wo uns von zwei Offizieren und einem Herrn in Zivil eröffnet wurde, die Untersuchung hätte unsere Schuldlosigkeit ergeben. Die Frauen würden nun nach der Schweiz befördert, die Männer aber könne man nicht entlassen, weil in Deutschland alle männlichen Personen bis zum 60. Lebensjahr mobilisiert seien. Daß dies eine Lüge war, wußte ich, mußte mich aber fügen. Der Zivilist fuhr, zu Herrn R. und mir gewandt, fort:

„Sie werden nach einer ruhigeren Stadt verbracht, wo Sie frei sind, wo Sie Ihren Angehörigen schreiben dürfen, wo Sie gut verpflegt werden, so daß Sie dort das Ende des Krieges, der ja nicht lange dauern wird, ruhig abwarten können."

Nachdem Frau R. noch erklärt hatte, daß sie ihren Mann nicht verlassen werde, wurden wir in unsere Zellen zurückgebracht.

Nach weiteren 10 langen, qualvollen Tagen und Nächten, erfuhr ich endlich am 24. September abends von dem inzwischen mir wohlgesinnter gewordenen Aufseher, der sich zuerst so schwer an mir versündigt hatte, daß wir am anderen Morgen 4 Uhr abfahren würden. Er wünschte mir, bevor er meine Türe schloß, noch alles Gute für die Zukunft. Er hatte sichtlich bereut, entschuldigte sich aber nicht.

Am 25. September, früh 3 Uhr, öffnete sich die Türe, und hinunter ging es in den Vorflur, wo etwa 50 Personen angesammelt wurden. Allen strahlte die Freude, diese Hölle verlassen zu können, aus den Augen. Es war uns ganz gleich, wohin man uns bringen würde, schlechter als in Bourges konnten wir es ja nirgends treffen.

Auch unser Eigentum wurde uns zurückgegeben. Ich war glücklich, wieder Hosenträger anlegen zu können. Mein Taschenmesser, ein besseres Stück, fehlte jedoch. Das hatte sich ein Aufseher angeeignet.

Unterwegs nach dem Bahnhof wurden wir vor dem Tore eines Hospitzes noch mit Brot und Fleisch versehen, und unbehelligt — weil bei Nachtzeit — erreichten wir den Bahnhof. Hier wurden wir wieder in Viehwagen verladen. In dem Wagen, in welchem ich Aufnahme fand, waren 36 Personen auf Holzbänken zusammengepfercht.

Jetzt begann eine 30stündige Fahrt, deren ich mein Leben lang gedenken werde. Die Führung war einem Gendarmeriebrigadier übertragen worden, der keine Spur von menschlichem Gefühl hatte. Während der ganzen Fahrt durfte kein Mensch den Wagen verlassen, zu welchem Zwecke es auch gewesen wäre. Niemand durfte uns Trinkwasser reichen, ja in Tours, wo wir 3 Stunden Aufenthalt hatten und sich unserem Wagen gegenüber auf dem Bahnsteig ein Brunnen befand, durfte nicht einmal jemand von uns die 3 Schritte aus dem

Wagen bis zu dem Brunnen tun. Den Soldaten, die uns beigegeben waren, hatte er ausdrücklich verboten, uns Wasser zu holen. Die Damen vom Roten Kreuz, die uns in Tours beinahe (versehentlich) Erfrischungen in den Wagen gereicht hätten, machte er schnell darauf aufmerksam, daß wir „Boches" seien.

Wir gerieten schließlich in eine unbeschreibliche Lage. Der brennende Durst, die schlechte Luft in dem Wagen, in den viele ihre Not verrichten mußten, die ohnmächtige Wut gegen den Tyrannen brachte uns fast dem Wahnsinn nahe.

Gegen 8 Uhr abends kamen wir nach Nantes, wo wir wieder 5 Stunden liegen blieben. Während der längeren Aufenthalte wurde unser Zug immer etwas aus dem Bahnhofe herausgezogen, unser Wagen einfach von außen geschlossen. Die Begleiter gingen ans Büfett und erfrischten sich. Wir konnten indes ruhig verdursten, was lag an einem halben Hundert „Boches"!

Auf der ganzen Fahrt erlebten wir himmelschreiende Beleidigungen und Beschimpfungen, an die man nun aber schon gewöhnt war. Es tat schon nicht mehr so wehe.

Wie gerädert von der langen Fahrt, während der wir unsere Körper nicht eine Minute ausstrecken konnten, und gänzlich erschöpft, langten wir schließlich am 26. September, gegen 9 Uhr vormittags, auf dem Bahnhofe von Hennebont (Morbihan) an. Auch hier hatte sich viel Volk auf dem Bahnhof angesammelt, aber niemand beleidigte uns; die Leute verhielten sich ruhig. Dieser Umstand ließ uns aufleben, und zufriedener mit unserem Schicksale machten wir uns auf den Weg nach dem etwa eine Stunde von Hennebont entfernten Lager von Kerlois. Ich mußte unterwegs zwar manchmal auf die Zähne beißen, hielt aber standhaft aus.

Hiermit war mein Leidensweg vorläufig zu Ende.

Bezeichnend für die Behandlung, die wir bis jetzt erduldet hatten, dürfte die Tatsache sein, daß ich vom Tage meiner Verschleppung bis zu meiner Ankunft in Kerlois 44 Pfund an Gewicht verloren hatte.

II. In den Lagern.

Kerlois.

In das Sammellager von Kerlois, einem von hohen Mauern umgebenen früheren Kloster, waren bei meiner Ankunft schon etwa 800 Menschen aller möglichen Nationen und Stände eingebracht worden.

Hier konnte ich den ersten Brief nach der Heimat schreiben.

Auf die aller Beschreibung spottenden, unhaltbaren Zustände in diesem Lager möchte ich, weil ich nur 12 Tage lang dort interniert war, nicht näher eingehen; ich verweise dieserhalb auf Dr. Kannengießers: „Leidensfahrten verschleppter Elsaß-Lothringer", Seite 12 bis 14, Verleger Karl J. Trübner, Straßburg.

Am 7. Oktober, gegen 10,30 Uhr vormittags — wir waren gerade dabei, unsere Wassersuppe einzunehmen —, wurden Herr R., seine Frau und ich nach dem Büro gerufen, wo man uns eröffnete, wir hätten uns reisefertig zu machen, um 1 Uhr würden wir das Lager verlassen. Auf unsere Frage, wohin die Reise ginge, antwortete uns der Kommissar, er wisse es noch nicht.

Mit dem Weiteressen war es nun vorbei, denn es ist begreiflich, daß uns vor dem jetzt wieder drohenden Ungewissen, große Angst befiel. Man glaubte ein wenig zur Ruhe gekommen zu sein, und nun sah man wieder dieses nebelhafte Dunkel vor sich.

Um 1 Uhr meldeten wir uns reisefertig beim Kommissar, der uns jetzt von unserem deponierten Gelde so viel gab, als wir glaubten auf der Reise nötig zu haben. Der Rest wurde unserem Führer übergeben. —

Vor der Türe hielt das Auto des Kommissars, in das wir einstiegen, um zunächst nach der Gendarmerie in Hennebont zu fahren. Als wir Platz genommen hatten, kam der Kommissar an den Wagen und sagte uns in leisem Tone: „Sie werden nach der Schweiz gebracht, Sie sind frei; ich konnte Ihnen dies nicht vorher sagen, damit unter den Zurückbleibenden keine Unzufriedenheit entstand." Dann verabschiedete er sich in artiger Weise, und glücklich fuhren wir durch die spalierbildende Menge unserer Leidensgenossen, die uns Abschiedsgrüße zuwinkten, und unter Hüteschwenken ging es zum Tore hinaus. An der Gendarmerie angekommen, stiegen wir aus und wurden in den hinteren Hof gebracht, wo wir uns frei bewegen konnten. Ein Gendarm ging mit einem Körbchen in der Hand in die Stadt, um uns Reiseproviant zu kaufen, natürlich auf unsere Kosten. Etwa 2 Stunden später kam der Quartiermacher mit noch 2 Gendarmen herunter und rief uns ins Büro. Dort hielt er uns eine Rede des Inhaltes, er sei beauftragt, uns nach der Schweiz zu bringen, also in Freiheit!

Nichtsdestoweniger mache er darauf aufmerksam, daß bei einem etwaig Fluchtversuche während der Reise, sowohl er, wie seine beiden Kollegen von ihren Waffen Gebrauch machen müßten, indem sie für unsere richtige Ablieferung an die schweizerische Regierung verantwortlich seien. — Hierauf wurde unser „Signalement" aufgenommen, dann wurden wir zur Straßenbahn, und mit dieser nach Lorient gebracht, wo wir gegen 6 Uhr abends mit dem Pariser Zuge abfuhren. Mir war jetzt schon klar, daß man uns belog und betrog, denn um drei „freie" Leute nach der Schweiz zu bringen, brauchte man 1. keine drei Gendarmen als Begleiter, 2. nicht mit Erschießen zu drohen und 3. kein „Signalement" aufzunehmen. —

Als ich meine Bedenken Herrn und Frau R. mitteilte, wurde die gute Frau R. mir beinahe böse. Sie war ganz erstaunt, daß ich an der Aufrichtigkeit des Kommissars und des Quartiermachers zweifeln konnte, und als unsere Begleiter sich unterwegs unermüdet liebenswürdig zeigten, wuchs ihr Vertrauen sogar noch, und mehrere Male fragte sie mich ganz siegesgewiß: „Nun, können Sie jetzt noch an der Richtigkeit unserer Heimbeförderung zweifeln?" — Ich tat der armen Frau, die sich so sehr auf die Rückkehr in ihre Heimat freute, schließlich den Gefallen, ihr scheinbar zu glauben.

Keinerlei Belästigungen ausgesetzt, verlief die Fahrt unter lebhafter Unterhaltung mit den freundlichen Gendarmen ganz angenehm. Unser Führer ging sogar so weit, den wenigen Neugierigen auf ihre Frage, wer wir seien, zu antworten: „Ce sont des Suisses, nous les accompagnons jusqu'à la frontière." (Das sind Schweizer, wir begleiten sie bis an die Grenze.)

Am 8., früh 8 Uhr, kamen wir in Paris, Bahnhof „Quai d'Orsay", an. Der Quartiermacher hatte uns, jedenfalls, weil er selbst Paris nicht gerne zu Fuß durchquerte, den Vorschlag gemacht, den Weg nach dem Ostbahnhofe in zwei von uns zu mietenden Autos zurückzulegen. Wir sagten zu. Um halb 9 Uhr langten wir auf dem Ostbahnhofe an. Bevor wir das Bahnhofsgebäude betraten, erfrischten wir uns, die Gendarmen natürlich auch, an einem Kaffee mit Rum, in einem gegenüberliegenden Lokale. Man fühlte sich in diesem Augenblicke wieder ganz gehoben.

Im Bahnhofe achtete ich genau auf das weitere Verhalten unseres braven Quartiermachers. Er löste nur Fahrkarten bis Troyes. — — Dann bemühte er sich, uns in dem bereitstehenden Zuge gut unterzubringen, und es gelang ihm auch, ein Abteil zweiter Klasse für uns zu bekommen. Um 9 Uhr fuhren wir ab, es wäre die reinste Vergnügungsfahrt gewesen, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß sie schon in Troyes ihr Ende erreichen würde.

Je näher wir Troyes kamen, desto zurückhaltender wurden die Gendarmen. Schließlich zogen sie sich ganz von uns zurück. Sie hielten sich nur noch im Seitengang auf.

Es war Nachmittag geworden. Unsere Stimmung war gedrückt und wurde dadurch nicht gehoben, daß uns der Quartiermacher schließlich eröffnete, in Troyes würden wir aussteigen, um auf der anderen Seite den uns weiterbringenden Zug zu nehmen.

Troyes.

Gegen 4 Uhr erreichten wir Troyes, die Hauptstadt des Departements Aube, damals Sitz des Kriegsgerichtes des 20. Armeekorps. Wir wurden in den Bahnhof geführt, wo uns schon eine Ordonnanz vom Kriegsgerichte erwartete, mit der unser Führer eine kurze Unterredung hatte. Sodann wandte er sich an uns mit den Worten: „Folgen Sie mir, wir werden soeben nach dem Justizgebäude gerufen. Es handelt sich wohl nur um die Erfüllung irgendeiner Formalität." Wir sahen uns mit angsterfüllten Blicken an; die arme Frau R. wurde leichenblaß. Von den 3 Gendarmen umringt, ging es nun nach dem Gerichtsgebäude. Dort angelangt, legte der Quartiermeister, indem er uns jetzt in Sicherheit hatte, endlich die Maske ab und überreichte jedem ein Blatt Papier. Es waren die an den Kommissar von Kerlois gesandt gewesenen Vorführungsbefehle des untersuchungführenden Offiziers des Kriegsgerichtes. In diesen Wischen wurden wir der „Spionage" angeklagt, ohne daß uns irgendeine bestimmte Tat zur Last gelegt war.

Sofort wurden wir einzeln dem Untersuchungsrichter vorgeführt, in dessen Vorzimmer wir auch die längst in der Heimat geglaubte Frau V. und die übrigen Frauen sowie den Kochlehrling des Herrn R. antrafen. Das Kriegsministerium hatte sich also mit der Entscheidung des Präfekten von Bourges nicht zufrieden gegeben. Nach Beendigung des ersten Verhörs, das kaum eingehender hätte geführt werden können, wurden wir in den Hof gebracht, wo der Gefängniswagen (in Frankreich „Panier à salade" genannt) uns erwartete. In diesem schrecklichsten aller Transportmittel hatte ich auf dem Wege zum Gefängnis 2 französische Soldaten als Nachbarn. Der eine von ihnen war soeben zum Tode, der andere zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden.

Im Gefängnis angekommen, nahmen die bei Verbrechern üblichen Formalitäten wieder ihren Lauf: Abnahme aller Gebrauchsgegenstände und Wertsachen, dann körperliche Durchsuchung wie früher und schließlich Unterbringung hinter Schloß und Riegel. Herr R. und ich wurden in einen größeren Raum (Dortoir) hineingestoßen, prallten aber zurück vor Schreck. In diesem Saale, welcher etwa 30 Personen fassen konnte, waren in 4 Reihen 72 Mann untergebracht, die auf sehr wenigem, halbfaulem Stroh lagen, und von denen die meisten gerade damit beschäftigt waren, ihre Kleider von Ungeziefer zu befreien. In der einen Ecke stand ein großer Holzkübel, in welcher diese 72 Menschen ihre großen und kleinen Bedürfnisse verrichteten, und da dieser einzige Kübel begreiflicherweise immer besetzt war, herrschte eine unbeschreibliche Luft in dem Saale. Ich will nicht versuchen, zu beschreiben, was ich zunächst in diesem Raume und in dieser Umgebung empfand; es würde mir doch nicht gelingen. Dazu waren hier alle Gattungen von Verbrechern vertreten!

Durch das enge Zusammenliegen (es hatte keiner mehr als 50 Zentimeter Raum) auf dem durchweg angefaulten Stroh, und da niemand sich seiner Kleider entledigen konnte, nahm das Ungeziefer in Schrecken erregender Weise zu. Ich hatte kaum ½ Stunde gelegen, als ich schon Läuse auf mir laufen sah. Im empfand einen unbeschreiblichen Ekel — es waren die ersten.

Nach einer schlaflosen Nacht, in der ich mich wieder so unglücklich fühlte, wie in der Einzelhaft in Bourges, meldete ich mich am folgenden Tage krank. Es war der 9. Oktober. Gegen 9 Uhr vormittags wurde die Türe geöffnet, und diejenigen, welche einen Arzt verlangt hatten, wurden nach namentlichem Aufruf herausgelassen. Ich atmete auf, als ich die Zimmerluft mit der Flurluft vertauschen konnte. Der Arzt, dem ich nun vorgeführt wurde, entschied nach einer oberflächlichen Untersuchung: „Au lit et rien à manger pendant 8 jour. Un litre de lait par jour." (Ins Bett und nichts zu essen während 8 Tagen. 1 Liter Milch pro Tag.) Die Aussicht, die sich mir da eröffnete, war gewiß nicht rosig, und doch freute ich mich, dem „Dortoir" entronnen zu sein.

Ich wurde nun in die sogenannte „Infirmerie" gebracht. Es war dies ein Zimmer im ersten Stock, nach dem Hofe zu, mit acht eisernen Bettstellen. In 5 derselben lagen dünne, harte Maisstrohsäcke. In der einen Ecke stand ein schlecht verschlossener Nachtstuhl. Unter den Betten lag wenigstens 5 Zentimeter hoch Staub und Schmutz; in den zwei vorhandenen Fenstern fehlten 3 Scheiben. Die Türe war, wie an jeder anderen Zelle, mit einem schweren Schlosse versehen und wurde nur geöffnet, wenn das Essen gebracht wurde oder einer von uns zum Gericht mußte. Ich fand 3 Kranke darin vor, darunter einen deutschen Schiffer, neben dem ich mich einrichtete. Meine erste Sorge war die, mich vom aufgefangenen Ungeziefer wieder zu befreien, was mir denn auch, dank meinem energischen Vorgehen, nach und nach gelang. Meine Milch erhielt ich an diesem Tage nicht. Gegen Abend fing der Hunger an, mich zu quälen. Ferner litt ich infolge des harten Lagers an Schmerzen in allen Gliedern und zum Ueberfluß belustigte sich in meinem Strohsacke, gerade unter meinem Kopf eine Mäusefamilie. — Angenehme Ruhe! Ich schloß natürlich auch diese Nacht kein Auge.

Am anderen Morgen gegen 9 Uhr erhielt ich ½ Liter warme Milch, die ich mit Heißhunger trank. Nachmittags um 5 Uhr desgleichen, und so ging es noch 7 Tage lang weiter, wobei man mich aber im Laufe der Zeit noch zweimal vergaß. Mein Nachbar erbarmte sich meiner und teilte ab und zu sein bißchen Brot mit mir. Wie dankbar ich ihm dafür war, bedarf keiner Erörterung.

Nach Ablauf dieser Hungerkur erhielt ich dann Brot und Suppe wie die anderen. Den behandelnden Arzt markierte hier der Oberaufseher. Er untersuchte in Begleitung eines oder mehrerer Aufseher die bedauernswerten Kranken und verordnete auch einmal eine Tasse Tee. Der Arzt, der meine Aufnahme verordnet hatte, ließ sich in den 2 Monaten im ganzen zweimal sehen, ging aber nur an uns vorüber und hörte sich dabei den Vortrag des Oberaufsehers an. Auch hier war das Brot sehr schlecht, die Vor- und Nachmittagssuppen unappetitlich, ohne jeden Fettgehalt und in nie gespülten Schüsseln verabreicht. Der Reis, von dem wir leider sehr viel erhielten, war verdorben und roch so übel, daß ihn niemand genießen konnte. Glücklicherweise konnte man sich für das Geld, das man deponiert hatte, einige Zutaten aus der Kantine kaufen. Diese Sachen waren zwar auch alle schlecht, aber sie reichten hin, sich notdürftig auf

den Beinen zu erhalten. Ich war glücklich, daß ich jetzt Gelegenheit hatte, meinem deutschen Nachbar, Herrn T., seine Güte zu vergelten. Jetzt konnte ich mit ihm teilen. Wir verleben trotz unseres großen Elendes frohe Tage zusammen. Es war ein einfacher, aber braver Mann, und ich hoffe gern, daß er schon längst wieder mit seinen Lieben in Trier vereint ist.

Etwa 10 Tage nach meiner Einlieferung in dieses Gefängnis wurde ich ein zweites Mal vor den Untersuchungsrichter geführt. Ich sollte absolut den deutschen Truppen telephoniert haben. Dem Untersuchungsrichter, Leutnant Sadoul aus Nancy, muß ich nachsagen, daß er seine Verhöre, die zwar manchmal etwas ausgedehnter als nötig waren, doch stets in höflichem Tone, unter Ausschluß jeder verletzenden Aeußerung, führte. Ich hatte deshalb Achtung vor ihm. Mich vernahm er hauptsächlich als Zeuge gegen Frau B., und, nachdem er bald die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die gegen uns erhobene Anklage gänzlich aus der Luft gegriffen und haltlos war, erlahmte seine Arbeitslust. Er ließ die Sache einfach liegen, bis er anfangs November von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht wurde, daß wir immer noch im Gefängnisse schmachteten, ohne zu wissen warum.

Am 2. November ließ er uns dann ein letztes Mal zu sich rufen, diesmal um die Akten zu schließen und für uns vom Gerichtsherrn, einem General, ein „Nichtschuldig" zu erbitten. Mit erleichtertem Herzen unterschrieben wir die Akten. Dieses Kriegsgericht fällte täglich die härtesten Urteile. Todesurteile, Verurteilungen zu lebenslänglicher, 20jähriger, 15- und 10jähriger Zwangsarbeit waren an der Tagesordnung. Niemand, auch nicht der Unschuldigste, war vor der Strenge dieses Gerichtshofes sicher.

Als sich bei meiner Rückkehr ins Gefängnis die Zellentüre hinter mir geschlossen hatte, jauchzte ich beinahe laut auf vor Freude, und als mir gar 10 Minuten später der Aufseher den e r s t e n Brief von meiner lieben Frau in die Zelle reichte, war ich der glücklichste Mensch, den diese schauerliche Stätte barg. Dieser 2. November 1914 leuchtet immer noch wie ein glänzender Sonnenstrahl in das Dunkel meiner langen, schmerzensreichen Gefangenschaft.

Bevor der verehrte Leser diese düsteren Mauern mit mir verläßt, muß ich ihm noch einen allgemeinen, rohen Zug der dortigen Aufseher vor Augen führen.

Wie im Gefängnis von Bourges der Ochsenziemer, so herrschte im Gefängnis von Troyes der große, schwere Zellentürschlüssel. Mit diesem in der Faust fielen die Aufseher, und zwar stets 3 bis 4 vereinigt, über ihre Opfer her und schlugen so lange auf die Unglücklichen ein, als sie die Arme rühren konnten. Täglich hallten die Mauern wider von den herzzerreißendsten Schmerzensschreien der Opfer dieser Unmenschen. Um sich diese furchtbare Mißhandlung zuzuziehen, bedurfte es keines großen Fehltrittes. Rauchen, lautes Reden oder Singen in der Zelle genügte dazu. Der Mißhandlung folgte gewöhnlich noch 8 Tage „Trockenes Brot".

Nach weiteren 34 endlosen Tagen und Nächten wurden wir endlich am 6. Dezember, nachmittags 4 Uhr, zu dem Gefängnis-Oberaufseher gerufen und erhielten dort den Rest unserer deponierten Gelder. Das war das sichere Zeichen, daß es nun fortginge von Troyes. Alsbald hörte man von diesem und jenem die stille Bemerkung: „Der alte L . . . hat mich um so und so viel betrogen. Niemand aber hatte den Mut, zu reklamieren, und zwar aus Angst, dann zurückgehalten zu werden.

Da ich mir meine Bezüge aus der Kantine stets genau aufgezeichnet hatte, war es mir ein leichtes, auch meine Abrechnung zu prüfen; es fehlte mir ein Betrag von 14,30 Franken. In der Freude, diesem schrecklichen Orte am nächsten Morgen entrinnen zu können, verschmerzte auch ich schnell diesen Verlust.

Im Anschluß an die Rückzahlung der Depots erhielten wir auch unsere sonstigen Wertsachen wieder. Hierbei ging es (wir waren 72 Mann, die abreisten), dem einen der Aufseher etwas zu laut her. Er gebot zuerst Ruhe, wovon aber mehrere Leidensgenossen keine Notiz nahmen. Darauf grinste er schadenfroh mit dem Bemerken: „Ich werde euch schon kriegen!" Er „kriegte" uns dann auch, denn als wir nach unseren Zellen zurückkamen, waren 72 Strohsäcke verschwunden. Wir mußten die Nacht am Boden liegen oder stehend zubringen. Aber auch diese lange Nacht mußte schließlich dem jungen Tage Platz machen, und als die Uhr 8 schlug, wurde auf dem Hofe zur Abreise angetreten.

Unter starker Bewachung ging's nach dem Bahnhofe, und während der Fahrt erfuhren wir allmählich, daß wir nach Annonay (Ardèche) verbracht würden. In St.-Rambert d'Albon, wo wir am 2. Tage nachmittags 1,50 Uhr ankamen, wurde unser Zug auf ein totes Geleise geschoben, und erst 4 Stunden später setzten wir unsere Fahrt in das Gebirge auf dem rechten Rhoneufer in der Richtung auf Annonay, fort.

Während unseres Aufenthaltes auf diesem Bahnhofe durften wir, wie immer, den Zug nicht verlassen. Neugierige, in immer größerer Anzahl, darunter hauptsächlich Bahnbeamte, pirschten sich an unseren Zug heran, sie verhielten sich jedoch ruhig. Einem Herrn zeigte einer der Unserigen ein Stück Brot, das er aus dem Gefängnis von Troyes mitgebracht hatte, mit dem Bemerken: „Hier sehen Sie einmal, mein Herr, was für Brot wir in T. essen mußten!" Der Herr besah sich das Brot, lächelte dann überlegen und erwiderte: „Sie wollen mich wohl zum besten haben? In ganz Frankreich wird eine solche „Schweinerei" von Brot nicht gebacken, das haben Sie wohl aus Deutschland mitgebracht?!" Hierauf tauchten aber an mehreren Nachbarfenstern Hände auf, die dem guten Manne alle von demselben Brote hinhielten, als aus T. mitgebracht, und einige bemerkten ihm noch, daß sie seit so und so vielen Jahren schon aus Deutschland fort seien, also von dort kein Brot mehr haben könnten.

Von der Richtigkeit unserer Angaben nunmehr überzeugt, erklärte der Herr kleinlaut, daß sein Hund dieses Brot nicht fressen würde. Da er den Hund bei sich hatte, erbat er sich die Erlaubnis,

ein Stückchen von dem Brote abzubrechen. Dies wurde ihm gerne bewilligt; er warf dem Tier das Brot hin, und groß war das „Hallo" unsererseits, als der Hund nach kurzem Beriechen das Brot liegen ließ und sich abwandte.

Annonay.

In Annonay kamen wir gegen 7 Uhr abends an, wurden von einigen Herren in Zivil und etwa 10 Soldaten abgeholt, und durch die Stadt nach dem Kloster Ste.-Marie geführt, ohne Belästigung unterwegs. Hier Unterkunft auf Stroh in der Kapelle des Klosters, nur Licht von oben, also keinerlei Aussicht. Das Brot sowohl wie das Essen waren jedoch hier gut und reichlich.

Da mein Beinleiden sowie mein allgemeiner Zustand sich durch die Strapazen der Reise wieder verschlimmert hatten, fand ich am dritten Tage Aufnahme im Krankenhause. Als freiwillige Krankenpflegerin war hier eine Leidensgenossin, Fräulein M. Sch. aus Schlettstadt, tätig. Ihren unermüdlichen, selbstlosen Bemühungen verdankte ich dort eine große Erleichterung meines traurigen Loses, wofür ich ihr auch an dieser Stelle nochmals herzlich danke.

Am 23. Dezember, gegen Mittag, mußten wir diese Stätte, wo man endlich ein wenig besser aufgehoben war, leider schon wieder verlassen, um nach Aurec (Hte.-Loire) transportiert zu werden. Es war bitter kalt, und ich befand mich immer noch in meinem leichten Sommeranzuge, ohne Unterwäsche. Im Gefängnis von Troyes war uns das Briefschreiben verboten, ich konnte mir also keinerlei Kleidungsstücke von draußen erbitten.

Aurec.

Gegen 8 Uhr abends erreichten wir Aurec, wo wir von neuem wie schwere Verbrecher empfangen wurden. Auf dem Bahnhofe erwartete uns ein Kommando Soldaten von wenigstens 40 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr; sie umringten uns schnell und führten uns unter mancherlei beleidigenden Zurufen seitens der Zuschauer nach dem etwa 300 Meter entfernten Lager am Ufer der Loire. Hier warteten unser schlimme Tage. Das Lager in Aurec war ein Sammellager für Verdächtige. Also waren wir, obwohl die kriegsgerichtliche Untersuchung in Troyes nichts uns Belastendes zutage gefördert hatte, „verdächtig" geblieben? — Wir wurden jedenfalls ganz in diesem Sinne behandelt, und wer in Aurec interniert war, wird sein ganzes Leben lang nicht vergessen, welchen Hohn für uns die Worte eines Albert Monniot bedeuteten, die er in seinem Artikel vom 22. Januar 1917 in der „Libre Parole" unter der Ueberschrift: „Mensonges allemands" (siehe weiter hinten) u. a. niederschrieb: Sie heißen: „Est-il besoin de dire qu'il n'est pas un seul Alsacien-Lorrain qui renoncerait volontairement a l'hospitalité de la douce France?" (Ist es notwendig, zu sagen, daß es nicht einen einzigen Elsaß-Lothringer gibt, der freiwillig auf die Gastfreundschaft des süßen (?) Frankreich verzichten würde?) — — —

In Aurec trafen wir Gefangene aller Nationen und Kulturstufen an; die ehrenhaftesten, harmlosesten Menschen, gemischt mit den tiefstgesunkenen Pariser Apachen und Straßendirnen. (Elemente mit 70 bis 80 Vorstrafen.) Die Zahl der hier Internierten wuchs in einigen Wochen auf 1200 an. In der unsinnigsten Weise hatte man in diesem Lande während der ersten Monate des Krieges nicht nur unter den Fremden, sondern auch unter dem eigenen Volke mit Verhaftungen gewütet. In diesen Tagen genügte es, dem letzten Gendarmen verdächtig zu erscheinen und schon erfolgte die Abführung in ein Verdächtigensammellager. (Die französischen Gendarmen werden nämlich, wie man mir von glaubwürdiger Seite versicherte, für jede Verhaftung, die sie vornehmen, prämiiert.)

Dieses Lager war in einer früheren Kunstseidefabrik eingerichtet worden. Etwa 8 Gebäude, bis unter das Dach offen, mit vielen großen Fenstern, die den Wind durchließen und mit Zement- oder Backsteinfußböden, bildeten die Schlafsäle, in welchen wir untergebracht wurden. Drei Höfe trennten diese Gebäude voneinander. Der Hof mit einem Gebäude für die Frauen war durch hohe Bretterwände getrennt. Das ganze Lager war von einem 2 Meter hohen Bretterzaun umgeben und dieser wieder von einem Stacheldrahtzaun von gleicher Höhe.

Als Lagerstätten dienten 1 Strohsack und 1 Decke, zunächst auf dem Steinboden liegend, später durch Holzpritschen um 10 bis 20 Zentimeter von dem Boden gehoben.

Das Brot war gut und ausreichend. Die übrige Kost war dagegen sehr schlecht und ungenügend. Die französische Regierung hatte zwar pro Kopf und Tag 1,25 Franken ausgeworfen, nämlich: 50 Zentimes für Logis und 75 Zentimes für die Ernährung. Bei den damaligen Preisen hätte wir also verhältnismäßig gut verpflegt sein können, wenn man nicht aus allem ein „Geschäft" hätte machen wollen. Was für ein Geschäft man gemacht hat, beweist die Tatsache, daß man von November 1914 bis etwa Mai 1915 22000 Franken an uns „erspart" hatte. Dieses Resultat ergab sich bei einer Besichtigung durch einen vom Ministerium des Innern gesandten Generalinspektor. Der damalige Magazinverwalter und Oekonom wurde entlassen, und unser Essen wurde von da ab besser.

Die Schreiberlaubnis war in diesem Lager sehr beschränkt, soweit ich mich noch entsinne, eine Karte pro Woche.

Bewacht wurden wir von 72 Soldaten, die in 2 Wachen zu 36 Mann eingeteilt waren. Auf jedem Hofe, in den Verbindungsgängen und außen um das Lager herum standen Tag und Nacht Wachtposten mit geladenem Gewehr und aufgepflanztem Seitengewehr.

Morgens um 7 Uhr wurden die Schlafsäle geöffnet und abends um 6 Uhr, nachdem Appell abgehalten und die Anwesenheit aller Internierten festgestellt war, wieder geschlossen und verriegelt. Während der Nacht diente ein in dem Schlafraume aufgestellter großer Kübel als Abort; er mußte morgens von uns fortgebracht und entleert werden.

Die geringste Uebertretung des Lagerreglements wurde streng bestraft. Es kam z. B. vor, daß verheiratete Männer, deren Frauen

im Frauenhofe spazieren gingen, dabei ertappt wurden, daß sie an der Bretterwand standen und durch die Risse zwischen den Brettern mit ihren Frauen sprachen. Dieses „Verbrechen" wurde mit nicht weniger als 8 Tagen Zellenhaft geahndet. Im Wiederholungsfalle wurde das Strafmaß verdoppelt.

Selbst im Frauenschlafsaal zu verkehren, besonders zu Nachtzeit, dazu hielten sich verschiedene von den Leuten, die unsere Vorgesetzten waren, natürlich berechtigt.

Ich war, weil sehr leidend angekommen, am 23. Dezember 1914 gleich nach der Krankenstube geschickt worden. Diese Krankenstube war eingerichtet in einem Raume, der früher zum Trocknen der gewaschenen Kunstseide diente. Eine dünne Wand trennte den Trockenraum von dem Vorraum, in dem 8 Betten aufgestellt waren. Aus dem Trockenraume erhob sich ein weiter Luftschlot. Jedesmal, wenn die Eingangstüre zu dem Vorraume, also zu dem sogenannten Krankenzimmer, geöffnet wurde, ging ein sehr scharfer Luftzug durch den Raum, der bei der damals herrschenden Kälte für die in den Betten liegenden Kranken doppelt gefährlich war. Dazu kam noch, daß in dem großen Fabrikfenster, welches dem Raume sein Licht gab, keine dichte Scheibe mehr zu finden war. Um das Maß unserer Leiden vollzumachen, bestand die Krankenpflegerin, eine rothaarige Französin elsässischer Abstammung, darauf, daß die Eingangstüre stets geöffnet sein sollte. Zu meinem Beinleiden zog ich mir hier noch einen starken Lungenkatarrh zu, dem ich beinahe zum Opfer fiel.

In diesem sehr kalten Winter von 1914/15 starben in diesem Lager 42 Personen infolge von Kälte, Unterernährung und Mangel an ärztlicher Behandlung. Der Lagerarzt, der in Monastier, 10 Kilometer vom Lager entfernt, wohnte, kam einmal in der Woche auf einen Augenblick zu uns, verordnete auch ab und zu eine Jodtinktureinpinselung und verschwand wieder. Wer in der Lage war, der Krankenpflegerin einen Vorschuß, aus dem dann auch der Arzt schöpfte, in die Hand zu drücken, der wurde etwas besser behandelt, d. h., er wurde überhaupt behandelt, was bei allen anderen beauernswerten Kranken nicht der Fall war.

Unsere Verstorbenen wurden, wenigstens in der ersten Zeit, nicht einmal auf dem Friedhofe begraben. Erst energische Beschwerden brachten es dahin, daß später unseren Dahingegangenen der Friedhof geöffnet wurde.

Am 1. Februar 1915 mußte ich auf den Vorschlag der Krankenpflegerin (wahrscheinlich weil ich zu den schon bezahlten 32 Fr. nichts mehr hinzulegen wollte) ausquartieren. (Diese brave Dame, welche ihr Zimmer neben dem unseren hatte, empfing nachts einen Besuch nach dem anderen, und zwar seitens der Zivilaufseher, von denen jeder einen Schlüssel zur Eingangstüre des Gebäudes besaß. Wir konnten diesen Betrieb recht gut feststellen, denn durch die lückenhafte Zwischentüre konnte man nicht nur alles hören, man konnte sogar sehen. Solchen Menschen waren wir anvertraut.)

Ich erhielt in dem Schlafsaal der Elsaß-Lothringer (es waren deren 76 in einem Raume, in dem etwa 50 Platz gehabt hätten,

untergebracht) meinen Platz in der Nähe der Türe, wo mein Zustand sich bald wieder verschlechterte.

Am 28. April mußte ich von neuem nach der Krankenstube verbracht werden, wo ich jetzt, nachdem die Krankenpflegerin sich die Freiheit verdient hatte, durch einen Leidensgenossen als Krankenpfleger besser behandelt wurde und mich pflegen konnte.

Am 31. Januar war die sogenannte „Interministerielle Kommission" aus Paris im Lager erschienen, um die Schafe von den Böcken zu trennen. Wir wurden den Herren einzeln vorgeführt und hatten nur Fragen zu beantworten. Irgendwelche Beschwerden nahmen diese Herren nicht entgegen.

Als ich an die Reihe kam, stellte man mir zunächst die üblichen Fragen über meinen Zivilstand. Sodann:

„Warum sind Sie nach Ausbruch des Krieges nicht nach Frankreich geflüchtet?"

„Ich befand mich wohl, wo ich war. In Frankreich hatte ich nichts zu suchen. Uebrigens haben Sie ja schon in den ersten Tagen des August 1914 alle in Frankreich wohnhaft gewesenen Deutschen verhaften lassen. Also?!"

„Sie haben in Deutschland gedient?"

„Jawohl!"

„Bei welchem Regiment?"

„Beim 98. Infanterieregiment in Metz."

„Welche Charge haben Sie bekleidet?"

„Ich war Unteroffizier." (Darauf erhielt der Nachbar des mich Vernehmenden von letzterem einen Stoß mit dem Ellenbogen, und gleichzeitig wurde in meine Akten ein Vermerk gemacht. Wie ich später einmal selbst feststellen konnte, hieß der Vermerk: „Sehr deutschfreundlich").

„Wo befindet sich Ihr Chef, Herr B.?"

„Soviel ich weiß in Straßburg."

„Hat derselbe nicht schon vor dem Kriege Spionage getrieben?"

„Nein!"

Ganz aufgeregt schrie mich darauf der gute Mann an:

„Wie können Sie diese Frage verneinen? Sie gehen damit schöne Verpflichtungen ein. Es ist gut, Sie können gehen!"

Von diesem Tage ab war ich unter die Böcke aufgenommen, d. h. an eine Freilassung vor Friedensschluß brauchte ich nicht mehr zu denken. Der Schafe kamen nach und nach in diesem Frühjahre etwa 500 in Freiheit. Die Mehrzahl davon waren allerdings Franzosen und Belgier; auch Luxemburger, Polen, Italiener und einige Elsaß-Lothringer, die französische Gesinnung an den Tag legten oder sie auch nur heuchelten.

Am 14. September konnte ich die Krankenstube wieder verlassen. Nun hätte ich mich an den täglichen Arbeiten im Lager beteiligen müssen. Da ich dies aber noch nicht konnte, zog man mich zu schriftlichen Arbeiten heran. Ich erhielt die Buchführung der Kantine, was mir ganz recht war, denn in dieser Stellung konnte ich meinen

Leidensgenossen nützlich sein. Ich sorgte stets dafür, daß nicht allein in der Kantine, sondern auch in den Schlafsälen Preisverzeichnisse aushingen. So war jede Uebervorteilung seitens der Verkäufer ausgeschlossen.

Im Laufe des Sommers fragte mich auch eines Tages unser Spezialkommissar, ob ich nicht in die französische Armee eintreten wolle, ich brauche ja nicht an die Front und hätte so doch meine Freiheit. Er fragte mich nur einmal. Nicht lange nachher konfiszierte er mir bei der Revision eines für mich eingegangenen Paketes 1 Kiste Zigarren. Ich erhielt dieselbe jedoch später von dem Nachfolger des Kommissars wieder zugestellt.

Im Oktober 1915 erschien dann die Kommission für die Elsaß-Lothringer, um die „dreifarbigen" und die „weißen Karten" auszuteilen. Mir wurde der Bescheid, mein Fall hätte, da die französischen Truppen sich am Tage meiner Verschleppung zurückziehen mußten, nicht genügend untersucht werden können, und deshalb müßte ich als immer noch verdächtig in diesem Lager zurückbleiben.

Da ich nach meiner Ansicht bisher aber schon mehr als genug gelitten hatte, ohne zu wissen warum, glaubte ich trotz meiner deutschen Gesinnung das Recht zu haben, auch endlich in ein besseres Lager versetzt zu werden. In diesem Sinne beschwerte ich mich beim Ministerium des Innern, und als dann Anfang November die Listen der zu Versetzenden erschienen, stand mein Name auf derjenigen für Luçon (Vendée), wohin wir (im ganzen 9 Mann) kamen. Nach Sables d'Olonne wurden 52 Personen, Männer und Frauen, verbracht, die dort die „dreifarbige Karte" erhielten, und, sobald sie eine Beschäftigung nachweisen konnten, in Freiheit kamen. Eines Aktes der Lagerdirektion von Aurec, der unter uns deutschen Gefangenen viel böses Blut erzeugt hatte, möchte ich hier noch Erwähnung tun.

Im Frühjahr 1915 trafen einmal 16 große Sendungen Kleider aus Stuttgart für uns ein. Wir erhielten jedoch nichts davon, sondern mußten zusehen, wie die französischen und belgischen Internierten mit ganzen Armen voll Kleidungsstücken aus dieser Sendung von dem Büro herunter an uns vorübergingen. Wir hatten das Nachsehen.

Am 6. November, abends 6 Uhr, verließen wir — und wie gerne — das Lager von Aurec, um nach einer sehr ermüdenden Fahrt von 3 Tagen am 9. November in Luçon einzutreffen. Diese Fahrt verlief ohne Belästigung seitens der Zivilbevölkerung, und unser Transportführer, der Direktor des Lagers „La Chartreuse", war gut gegen uns.

Luçon.

Das Lager von Luçon, untergebracht im Kloster von Ste.-Ursule, in der Mitte der Stadt, war damals ein Lager deutschgesinnter Elsaß-Lothringer, denen man aber doch, aus welchem Grunde weiß ich nicht, einige begrenzte Freiheiten gab. Vielleicht wollte man damit früher geschlagene Wunden besser vernarben lassen. Bei den wenigsten gelang dies.

Bei meiner Ankunft zählte das Lager ungefähr 150 Insassen, Männer, Frauen und Kinder jeden Alters, die in einem Flügel des Gebäudes zu ebener Erde und im ersten Stock untergebracht waren. Die Räume im Erdgeschoß waren sehr feucht, die im ersten Stock besser. In unserem zu ebener Erde gelegenen Zimmer gab es während des ganzen Jahres Kellerschnecken; an der einen Wand lief das Wasser nur so herunter. Mäuse gab es Legionen und Ratten nicht minder.

Ueber die Behandlung hätten wir uns hier nicht zu beklagen gehabt, wenn nicht ein Caporal, die rechte Hand des Sergeanten, der die Verwaltung führte, uns auf Schritt und Tritt kontrolliert und schikaniert hätte. Der Sergeant selbst benahm sich stets korrekt und war auch bestrebt, gerecht zu sein.

Vormittags von 8 bis 11 und nachmittags von 1 bis 6 Uhr, durften wir im Stadtgebiete spazieren gehen, die Briefschreibeerlaubnis war unbegrenzt. Das Brot war hier gut, die Kost jedoch nicht gut bis schlecht. Es kam eben nicht in die Küche, was für dieselbe bestimmt war, und von dem, was geliefert wurde, nahmen die Soldaten, die uns bewachten, noch das Beste vorweg. So wurde z. B. schon um 9 Uhr vormittags eine große Platte mit gebratenem Fleisch nach der Wachtstube getragen. Natürlich schnitt man dazu die besten Stücke heraus, und was übrig blieb, gab man uns.

Wir erhielten morgens schwarzen Kaffee, der nicht nervös machte und an dem der Zucker meistens vorbeigefallen war. Um 11 Uhr gab es eine Suppe, die an den Fleischtagen manchmal recht gut war, dann ein meistens sehr zähes und sehr knapp bemessenes Stückchen Rindfleisch mit Reis oder Kartoffeln, abends eine richtige Wassersuppe, der ein Teller Linsen, Bohnen oder Erbsen folgte. Fleisch gab es anfangs vier-, später nur mehr dreimal die Woche. Die Suppe war an den fleischlosen Tagen meistens kaum genießbar.

Schlecht waren hier die Trinkwasserverhältnisse. Der einzige Brunnen mit trinkbarem Wasser wurde nur 2-, im Sommer 3mal pro Tag eine halbe Stunde lang geöffnet. Wem es also an größerem Geschirr fehlte, dem fehlte des öfteren das Trinkwasser.

Die Bevölkerung der Vendée ist im allgemeinen nicht gerade feindlich, aber auch nicht freundlich gegen uns aufgetreten. Ausgenommen hiervon waren einige Geschäftsleute, die aber auch nur aus eigenem Interesse die Maske der Freundlichkeit trugen. Uebrigens war uns das Verhalten der Einwohner ziemlich gleichgültig. Wir machten unsere Spaziergänge außerhalb der Stadt, und so kam man nur bei Besorgung seiner geringen Einkäufe mit ihnen in Berührung. Unser einziger Wunsch war immer nur der, sobald als möglich in unser liebes Heimatland zurückkehren zu können.

Am 1. September 1916, als eine Sendung deutscher Bücher bei der Administration eingetroffen war, übertrug mir der Verwalter die Bibliothek. Dies war mir eine liebe Beschäftigung.

Am 11. Dezember 1916 sollten wir Zeugen des beklagenswerten Endes eines unserer Leidensgenossen sein.

Von Schwermut und Verfolgungswahn schon seit einigen Monaten befallen, beging an diesem Tage unser lieber Kamerad, Herr

Stationsvorsteher G. von D., Selbstmord durch Erhängen, und zwar in der Nähe des etwa 8 Kilometer von L. entfernten Dorfes Corps.

Der Bürgermeister des Dorfes, ein braver, unparteiischer Mann, nahm die Leiche in sein Wohnhaus auf, besorgte alles Nötige für das Begräbnis, bewirtete sogar noch diejenigen unserer Kameraden, welche die Leichenwache hielten, und nahm schließlich, von seinen 2 Töchtern begleitet, persönlich an dem Leichenbegängnis teil. Wir haben den Mut dieses Mannes bewundert und ihm seine Handlungsweise hoch angerechnet.

Wir gaben unserem armen G. in großer Zahl das letzte Geleit, legten einen Kranz auf seinem Grabe nieder und begaben uns, weil wir seinen Leichnam in feindlicher Erde liegen lassen mußten, in gedrückter Stimmung nach unserem Lager zurück.

Am 4. Februar 1917 erschien wieder eine Kommission im Lager, bestehend aus Herrn Kastler, van Merlen und einem Leutnant als Sekretär.

Diesmal handelte es sich endlich um Rapatriierung der seit einem Jahre widerrechtlich zurückgehaltenen 55jährigen sowie der Frauen und Kinder. Auch jetzt machte die Kommission, deren Hauptbestreben es war, ihrem Lande (also Frankreich) so viele Elsaß-Lothringer wie möglich zuzuführen, nur halbe Arbeit. Nur wer ganz energisch sein Recht, heimgeschickt zu werden, behauptete und den Mut hatte, Herrn Kastler zu sagen, daß er von Frankreich nichts wissen wolle, wurde für die Heimkehr vorgemerkt. Dieser Herr gab sich außerordentliche Mühe, uns die Verhältnisse in Deutschland mit den schwärzesten Farben auszumalen. Er suchte uns auf jede Art einzuschüchtern, selbst mit Grobheiten.

Als ich vorgerufen wurde, stellte er mir die Frage:

„Und was könnte man für Sie tun, möchten Sie zu Ihrer Familie zurück?"

Ich hatte es natürlich sehr eilig, seine Frage zu bejahen.

„Wo befindet sich Ihre Familie?"

„Meine Frau wohnt in A."

Hierauf H. v. M. zu H. K.: „A. ist ja nicht in unserem Besitze."

Darauf K. ganz erschrocken: „Ach so, ja dann nicht, natürlich nicht, nach Deutschland können wir Sie nicht senden. Aber Sie können wählen, wo Sie hier im Lande wohnen wollen."

„Meine Herren! Ich habe nur einen Wunsch, und zwar den, zu meiner armen Frau zurückzukehren, die seit meiner Verschleppung im August 1914 allein unter fremden Menschen leben muß. Da ich leidend bin, ist es Ihnen ein leichtes, mir diesen Wunsch zu erfüllen, indem Sie mich endlich einer gemischten Aerztekommission vorstellen, was laut dem mit Deutschland getroffenen Abkommen schon vor einem Jahre hätte geschehen müssen."

„Sie sehen zwar nicht leidend aus, aber wir werden Sie unter diesen Umständen in ein deutsch-österreichisches Lager schicken, wo diese Aerztekommission tagen wird, wo Sie aber auch von neuem eingesperrt sein werden und wo ein viel strengeres Regime herrscht."

„Ich bitte darum."

„Dann können Sie gehen."

Noch etwa 14 Tagen wurden einige Männer und Frauen nach der Heimat entlassen, d. h., sie wurden zunächst, anstatt 6, noch 9 Wochen lang in Cuiserie in einem Sperrlager eingeschlossen. Eine größere Anzahl wurde, mit der „dreifarbigen Karte" versehen, in Freiheit gesetzt. Nur wir „Unverbesserlichen" blieben zurück und harrten der Dinge, die da kommen würden.

Endlich am 10. April wurde eine Liste angeschlagen, auf der die Namen derjenigen standen, die nach den Lagern von Viviers und Annonay (Ardèche) versetzt werden sollten.

Ich war mit mehreren anderen deutschgesinnten Leidensgenossen für Viviers bestimmt.

Hier möchte ich gleich einschalten, daß wir in Luçon, wo wir Zeitungen lesen konnten, des öfteren Gelegenheit hatten, festzustellen, daß einzig und allein Leute wie Wetterlé, Blumenthal, Kastler, Helmer, Spinner, Sansboeuf, J. P. Jean Waltz (Hansi), Zislin, A. Monniot, G. Boll, E. Combes usw. die Schuld daran trugen, daß wir Elsaß-Lothringer wiederrechtlich in Gefangenschaft zurückbehalten wurden. Natürlich bedienten sich diese Herren der stets zur Verbreitung von Unwahrheiten bereiten französischen, manchmal sogar der neutralen Presse, soweit es sich im letzteren Falle um französisch gerichtete Zeitungen handelte, wie z. B. des „Journal de Genève" u. a.

So schreibt z. B. Blumenthal in einem 1916 im „Alsacien-Lorrain de Paris" veröffentlichten Artikel: „L'Alsace-Lorraine et la politique française" („Elsaß-Lothringen und die französische Politik") u. a.:

Il est question actuellement du rapatriement des internés civils allemands. Il faut espérer qu'on ne retombera pas dans l'erreur d'y admettre des Alsaciens-Lorrains —.

(Zurzeit handelt es sich um die Frage der Rückkehr der deutschen Zivilinternierten in ihr Vaterland. Hoffentlich verfällt man nicht wieder in den Fehler, dabei die Elsaß-Lothringer zuzulassen.)

Weiter unten in demselben Artikel:

Les bons Alsaciens-Lorrains sont trop heureux de ne pas se trouver sous le régime de terreur qui sévit en ce moment en Alsace-Lorraine.

Quant aux autres (das waren wir Deutschgesinnte) nous ne voudrons pas leur fournir le moyen d'aller faire de nouvelles victimes parmi nos compatriotes.

(Die guten Elsaß-Lothringer sind zu glücklich, sich nicht unter dem Schreckensregiment zu befinden, welches augenblicklich in Elsaß-Lothringen wütet. Was die anderen betrifft, so wollen wir ihnen nicht das Mittel in die Hand geben, um neue Opfer unter unseren Landsleuten zu liefern.)

Im Dezember 1915 schreibt Wetterlé in der „Liberté du Nord-Ouest" einen Artikel, betitelt: „Ihre Verleumdungen", in dem er am Schlusse sagt:

Quant apreès la guerre, les otages qu'ils ont internés de l'autre côté du Rhin, pourront parler, on verra de quel côté régnait la plus sauvage barbarie. Pour le moment, les accusations incontrôlables de cruauté viennent de leur côté. Qu'on veille à ne pas leur fournir une trop facile documentation.

(Wenn nach dem Kriege die Geiseln, welche jenseits des Rheins untergebracht sind, werden sprechen können, wird man sehen, auf welcher Seite die wildeste Barbarei regierte. Augenblicklich kommen die unkontrollierbaren Anklagen über Grausamkeiten von ihrer Seite. Wache man darüber, daß ihnen nicht ein allzu leichter Nachweis geliefert werde.)

Der „Alsacien-Lorrain de Paris" schreibt unterm 5. Nov. 1916:

La question des otages.

Notre confrère, Monsieur G. Boll, écrit dans la „Gazette de Lausanne" que la commission du Budget du Reichstag s'est occupée récemment de la question des otages emmenés d'Alsace par les Français.

Plusieurs députés-alsaciens auraient invité la commission à faire voter une motion par le Reichstag, pour inviter le gouvernement à passer un accord avec la France en suite duquel:

(Die Frage der Geiseln: Unser Mitbruder, Herr Boll, schreibt in der „Gazette de Lausanne", daß die Budgetkommission des Reichstages sich kürzlich mit der Frage der von den Franzosen aus dem Elsaß verschleppten Geiseln beschäftigt habe. Mehrere elsaß-lothringische Abgeordnete hatten die Kommission aufgefordert, dem Reichsag einen Antrag einzureichen, die Regierung zu ersuchen, mit Frankreich eine Uebereinkunft herbeizuführen, wonach . . .)

Hier folgen die bekannten 5 Vorschläge bezüglich Heimschaffung, Internierung in der Schweiz usw. der Zivilinternierten. Dann schreibt das Blatt weiter:

Nous croyons savoir et nous nous en félicitons dans l'intérêt de nos compatriotes, que le gouvernement français est, au contraire, résolument opposé à tout échange d'otages emmenés d'Alsace-Lorraine au début de la guerre par nos troupes et internés en France.

La commission parlementaire des prisonniers de guerre que préside au Ministère des Affaires étrangères Monsieur E. Combes, s'est à cet égard et à l'unanimité de ses membres, prononcé récemment d'une manière formelle.

(Wir glauben zu wissen und wir beglückwünschen uns dazu im Interesse unserer Landsleute, daß die französische Regierung im Gegenteil sich jedem Austausch der zu Beginn des Krieges durch unsere Truppen weggeführten und in Frankreich untergebrachten Elsaß-Lothringer widersetzt. Die parlamentarische Kommission der Kriegsgefangenen, welcher im Ministerium des Auswärtigen Herr E. Combes vorsitzt, hat sich kürzlich in dieser Hinsicht und unter Einstimmigkeit ihrer Mitglieder in formeller Weise geäußert.)

Albert Monniot schreibt im Januar 1917 in der „Libre parole":

MENSONGES ALLEMANDS.

La question des otages.

On ne parviendra jamais à réfuter tous les mensonges répandus chez les neutres, comme des nuages asphyxiants, par la diplomatie et la presse allemandes: ils sont trop.

Encore convient-il de dissiper les plus épais. ceux qui défigurent notre nation au point de lui prêter les traits mêmes de l'ennemi.

C'est ainsi qu'un journal suisse de langue allemande reproduisait en fin d'année cette dépêche de Berlin:

(Deutsche Lügen. — Die Frage der Geiseln. Man wird niemals dahin gelangen, alle die Lügen zu widerlegen, welche bei den Neutralen wie erstickende Wolken durch die Diplomatie der deutschen Presse verbreitet werden, es sind ihrer zu viele; noch lohnt es sich, die dicksten davon zu zerstreuen, diejenigen, die unsere Nation entstellen, um ihr die eigenen Züge des Feindes aufzudrücken. So gibt ein schweizerisches Blatt deutscher Sprache zu Ende des Jahres folgende Depesche aus Berlin wieder . . .)

Hier folgt der Beschluß der deutschen Regierung, wonach für Nicht-Innehalten französischerseits des im Januar 1916 zwischen beiden Staaten getroffenen Abkommens (Zurückbehalten der Elsaß-Lothringer) 200 Notable aus Nordfrankreich so lange in Holzminden interniert würden, bis Frankreich die widerrechtlich zurückbehaltenen Elsaß-Lothringer herausgegeben haben werde.

Monniot schreibt nun weiter:

Et voilà comment on justifie aux yeux des neutres candides ou prévenus, un nouvel acte de barbarie.

La vérité est facile à deviner. Des pays d'Alsace que nous avons un moment occupés, puis dû abandonner, nous avons ramenés de vrais Alsaciens-Lorrains et des Allemands immigrés.

Les premiers nous ont suivi volontairement pour échapper aux cruelles représailles auxquelles les vouaient les sympathies qu'ils nous avaient manifestées.

Les seconds ont été emmenés comme otages pour préserver les populations un moment (fehlt ein Wort) d'une sauvage répression. —

Rendez-nous ces malheureux prisonniers glanissent les reptiles d'outre Rhin. C'est pour nous un devoir d'humanité de les soustraire au cruel traitement que subissent en France, comme chacun sait, nos prisonniers.

Et vous pouvez supputer les vengeances qu'ils assouviraient en Alsace, le jour où nos compatriotes, encore sous le joug, leur seraient livrés à mercie.

Est-il besoin de dire qu'il n'est pas un seul Alsacien-Lorrain qui renoncerait volontairement à l'hospitalité de la douce France.

Quant aux otages allemands, garantie du respect de la personne et de la propriété de nos compatriotes restés sous la férule prusienne, les libérer serait un crime.

(Und so rechtfertigt sich in den Augen der aufrichtigen oder gewarnten Neutralen ein neuer Akt der Barbarei. Die Wahrheit ist leicht zu erraten. Aus den Teilen des Elsaß, welche wir kurze Zeit besetzt haben, dann verlassen mußten, haben wir wahre Elsaß-Lothringer und eingewanderte Altdeutsche zurückgeführt. Die ersteren sind uns freiwillig gefolgt, um den grausamen Repressalien zu entgehen, womit sie die uns bewiesenen Sympathien büßten. Die zweiten wurden als Geiseln zurückgeführt, um die Bevölkerungen einen Augenblick vor einer wilden Unterdrückung zu bewahren. Gebt uns diese unglücklichen Gefangenen wieder, die Reptilien von jenseits des Rheines. Es ist für uns eine Aufgabe der Menschlichkeit, sie der grausamen Behandlung zu entziehen, welche unsere Gefangenen, wie jedermann weiß, in Frankreich erleiden. Und Sie können sich ausmalen, mit welcher Rache sie im Elsaß ihr Mütchen kühlen an dem Tage, wo unsere Landsleute, noch unter dem Joch, ihnen ausgeliefert sein werden.

Ist es nötig zu sagen, daß nicht ein einziger Elsaß-Lothringer freiwillig verzichten möchte auf die Gastfreundschaft des süßen Frankreich?

Was die deutschen Geiseln betrifft, die den Respekt der Person und des Besitzes der unter der preußischen Fuchtel verbliebenen Landsleute garantieren, so wäre es ein Verbrechen, sie zu befreien.)

Wie uns armen Menschen zumute wurde, wenn wir derartige Artikel lasen, kann sich der verehrte Leser leicht vorstellen. Wir wußten also recht gut, warum wir festgehalten wurden, und bedauerten natürlich sehr, daß unsere heimatliche Regierung nicht eher und öfters Vergeltungsmaßregeln traf. —

Am 12. April 1917 erfolgte unsere Abfahrt nach Viviers und, obwohl wir überzeugt waren, daß wir bei diesem Lagerwechsel wieder in eine schlechtere Lage geraten würden, waren wir doch seelenvergnügt. Wir sagten uns, daß Viviers höchstwahrscheinlich unsere letzte Station sein werde.

Viviers.

Am 14. April, 5 Uhr früh, kamen wir nach einer sehr ermüdenden Fahrt in Viviers an. Hier ist das Lager in dem großen Priesterseminar eingerichtet. Die Zimmer, meistens klein, waren im Gegensatz zu denen in Luçon trocken und frei von Ungeziefer. Die Kost war zu Anfang auch besser wie in L., später wurde sie schlechter.

Mit unserer Ankunft wurde die Türe geschlossen. Bis dahin war stundenweiser Ausgang in die Stadt erlaubt gewesen.

Wir hatten nur einen Hof von etwa 100 Quadratmeter, in dem wir uns bewegen konnten.

Die nötigen Einkäufe in der Stadt durften zunächst noch Kinder besorgen, dann aber wurde eine Kantine im Lager eingerichtet, von der wir alles beziehen mußten. Nun blieben auch die armen

Kleinen eingesperrt wie die Erwachsenen. Die Inhaberin der Kantine, die Tochter eines Kaffeewirtes aus der Stadt, schaltete, wie sie wollte; sie machte die Preise selbst, und sog uns aus bis aufs Blut. Ein junger Mann (Elsässer), der sie beim Geschäfte unterstützte und der — als Landsmann — wohl unser Interesse ein wenig hätte im Auge haben können, war noch schlimmer als sie. Er verfolgte z. B. in den Zeitungen die Marktpreise von Lyon und machte uns dann flink dieselben hohen Preise.

Dieses Paar heiratete sich dann auch später.

Am 19. April erschienen zwei Herren der schweizerischen Gesandtschaft im Lager, sahen ein wenig nach dem Rechten, nahmen Beschwerden aller Art entgegen und versprachen Abhilfe. Nach ihrer Aussage sollte in kurzer Zeit auch die von uns so sehr herbeigesehnte gemischte Aerztekommission im Lager erscheinen. Es verging jedoch Woche um Woche, Monat um Monat, ohne daß wir von dieser Kommission irgendeine Nachricht erhielten.

Ab 25. April wurde die beschränkte Schreiberlaubnis eingeführt. Es durften nur noch 2 Briefe und 4 Karten pro Monat geschrieben werden.

Endlich, am 24. August, wurde bekanntgegeben, daß diejenigen, welche sich krank genug glaubten, um rapatriiert oder in der Schweiz interniert zu werden, sich dem Lagerarzte vorstellen sollten. Es meldeten sich 92 Mann, von denen der Arzt 9 für die direkte Heimkehr und 24 für die Internierung in der Schweiz vorschlug. Zu den letzteren gehörte ich.

Von den 9 Heimzuschaffenden war der Fuhrmann Vogt aus Mülhausen schwer krank; er sollte sich einer Operation der Luftröhre unterziehen. Der Lagerarzt berichtete öfters wegen dieses Kranken an die Präfektur, wobei er jedesmal die dringende Notwendigkeit einer u m g e h e n d e n Operation vorschlug. Leider begnügte man sich höheren Ortes damit, auf die ja in Bälde erfolgende Heimkehr des V. hinzuweisen mit dem Hinzufügen, er könne sich dann in Mülhausen operieren lassen.

Der Befehl zur Abreise kam jedoch leider erst Mitte Oktober. In der Zwischenzeit war der bedauernswerte V., den ein operativer Eingriff zur rechten Zeit ganz gut hätte retten können, seinen Leiden erlegen.

Von den 24 in der Schweiz zu Internierenden hatten inzwischen 2 Mann nach dem Provinzialirrenhause in Privas verbracht werden müssen, so daß im ganzen nur mehr 30 Mann zur Entlassung kamen.

Auf einige bei unserem Eintreffen in Viviers vorhanden gewesene Mißstände glaube ich nicht zurückkommen zu sollen, weil sie nach und nach abgestellt wurden. Dagegen darf ich nicht unerwähnt lassen, daß während meiner 40monatigen Gefangenschaft die französische Regierung es meisterhaft verstanden hat, uns jede Verbindung mit den Wohltätigkeitsanstalten unseres lieben Heimatlandes abzuschneiden. Wir glaubten uns zunächst vergessen, erhielten dann

aber Aufklärung durch eine Verordnung des Herrn Malvy, Minister des Innern, die in allen Elsässerlagern im Frühjahr 1916 zum Aushang kam. In dieser hieß es, wir seien Franzosen (ihr seid unsere Brüder) und hätten uns als solche in Fällen von Bedürftigkeit an französische Wohltätigkeitseinrichtungen zu wenden. Briefe an das Rote Kreuz usw. im Auslande würden nicht mehr befördert werden.

Wir wußten nun, daß unsere derartigen Schreiben nach der Heimat schon seit langer Zeit unterschlagen worden waren. Ob wir mit der uns aufgedrängten Verwandtschaft (der „Fraternité") einverstanden waren oder nicht, darnach wurde nicht gefragt.

Wandte sich einmal jemand von uns an die „Unterstützungsgesellschaft der Elsaß-Lothringer in Paris" um ein benötigtes Kleidungsstück, so erhielt er — nach zweimonatigem Warten — von dort zunächst einen Fragebogen zugesandt, auf dem u. a. auch die Frage gestellt war, ob Bittsteller gewillt sei, in die französische Armee einzutreten. — —

Als weiteren Mißstand muß ich noch die systematisch an uns verübten Diebstähle erwähnen.

Ende Dezember 1914 wandte ich mich in einem Briefe an einen früheren Geschäftsfreund in Genf mit der Bitte, er möge mir, da ich halb nackt sei, schleunigst einige Kleidungsstücke zusenden. Er versäumte nicht, für mich alsbald 1 Ueberzieher, 2 Paar Unterhosen und 2 Unterjacken zu kaufen, und gab das Paket in Annemasse (also in Frankreich) auf. Ich habe es nie erhalten. —

Von 18 Paketen, die meine Frau an mich aufgab, erhielt ich im Frühjahr 1915 z w e i, und dann nichts mehr. Aber auch die Karten, mit denen sie mir den Inhalt der fehlenden 16 Pakete jedesmal mitteilte, erhielt ich nicht. Also organisierter Diebstahl im großen! Ist das nicht haarsträubend?

An Geldsendungen erhielt ich nicht: 60 Mark, aufgegeben im Jahre 1915, und 52 Mark, aufgegeben im Jahre 1917.

Von dem Bahnhofe in Luçon kam fast kein Paket ins Lager, das nicht teilweise oder gänzlich beraubt war. Unsere Beschwerden hiergegen wurden mit Achselzucken und der Redensart entgegengenommen: „Jedes Reklamieren ist da zwecklos, denn während der Feindseligkeiten übernimmt die Bahn keinerlei Verantwortung für diese Sendungen." —

* * *

Die Heimkehr.

Am 20. Oktober fuhren wir, 30 Männer, 2 Frauen und 5 Kinder, aus dem Lager von Viviers nach Lyon ab, wo wir bereits am 22. der aus 3 französischen und 3 schweizerischen Aerzten bestehenden Kommission vorgestellt wurden.

LIBRARY
OCT
22

Von 443 untersuchten Personen wurden nur 3 oder 4 direkt nach Deutschland entlassen, während alle anderen in der Schweiz interniert wurden.

Am 25. Oktober 1917 verließen wir um 5 Uhr früh, ohne einen Schluck Kaffee oder ein Stückchen Brot mit auf die Reise erhalten zu haben, dieses letzte französische Quartier.

Was ich empfand, als der Zug sich aus dem Bahnhofe Lyon wälzte und ich dann später auf der Grenzstation Bellegarde den letzten französischen Staub von den Schuhen schütteln konnte, läßt sich in Worten nicht ausdrücken.

Mit freudig bewegtem Herzen passierten wir die Grenze, und als uns bald darauf der unvergeßlich herzliche Empfang seitens des Personals des Genfer Roten Kreuzes zuteil wurde, nahmen die Tränen der Rührung und der unbeschreiblichen Freude ihren Lauf.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 22 08 13 017 4